Nr. 15 — Leipzig, den 13. April — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Glaube und Liebe — Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart: 2. In der Schule Luthers — Die Simultankirchen im Großherzogtum Hessen — Ein neuer Bundesgenosse Pobedonostzeffs in England — Neues aus Uganda und Kamerun — Schwester Dora. Ein englisches Diakonissenleben 2—5 — Bücher und Schriften: Andre Sammlungen antirömischer Schriften; Vatikanische Wissenschaft; Funken unter der Asche — Anzeigen

Glaube und Liebe

Luk. 10, 38—42

„Es begab sich aber, da sie wandelten, ging Jesus in einen Markt." Dieser Marktflecken war das liebliche, am Fuße des Oelberges gelegene Bethanien „mit Granatengärten und grünen Matten, versteckt in des Oelbergs heiligen Schatten," wie der Dichter es besingt: ein freundliches, zum Ruhen und Verweilen einladendes Fleckchen Erde. Aber mehr noch als der stille, freundliche Ort mit seiner herrlichen Umgebung zogen den Herrn die befreundeten Seelen an, die er hier fand, die ihm mit Freuden ihr gastlich Haus öffneten, so oft sein Heilandsberuf ihn dahin führte, Martha und Maria, jenes fromme Schwesternpaar des Lazarus, eine kleine fromme Hausgemeine, die es schon manchmal erfahren hatte:

O selig Haus, wo man dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ,
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der gefeiertste und liebste bist.

Diese Stunden in Bethanien waren gewiß für den Herrn in seinem mühe- und entsagungsvollen, an bittern Erfahrungen so reichen Berufe rechte Stunden der Erquickung und Freude. Hier begegnete ihm nicht der lauernde Blick eines Pharisäers, nicht der höhnische Blick eines Sadduzäers — hier leuchteten ihm Augen voll Ehrfurcht und Vertrauen, hier schlugen ihm Herzen voll Glaube und Liebe entgegen.

Aber jene Schwestern sind zwei verschiedene Naturen. „Maria setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu. Martha aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen." Die eine ist stiller und sinniger Art; die andre lebendiger und mehr nach außen gerichtet. Die eine will vom Herrn gewinnen, die andre will ihm dienen. Die eine handelt so, als wäre der Herr nur um ihretwillen zu ihrem Hause eingekehrt; die andre thut, als wäre er nur um seinetwillen gekommen. Die eine nimmt von ihm entgegen, was er hat; die andre bietet ihm dar, was sie zu geben vermag. Um es kurz zu sagen: die eine ist der Glaube; die andre ist die Liebe. Welcher von beiden sollen wir den Vorzug geben: einer im Glauben still dem Herrn verbundenen Mariaseele oder einer in opferfreudiger Liebe ihm dienenden Marthaseele? Wie sollen wir beide: Glauben und Liebe ihrem Werte nach ansehen und schätzen? Aus unserm Schriftwort entnehmen wir eine zweifache Antwort: beide sind dem Herrn angenehm; aber beide gehören zusammen.

Beide sind dem Herrn angenehm!

Auf den ersten Blick scheint es nicht so. Wenn der Herr sagt: „Maria hat das gute Teil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden," und der Martha entgegnet: „Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe, Eines aber ist not!" so scheint er die eine höher zu stellen als die andre; so scheint er den still zu seinen Füßen sitzenden Glauben der emsig vor seinen Augen dienenden Liebe vorzuziehen. Aber es scheint nur so. Im Evangelium des Johannes, im 11. Kapitel, bei der Auferweckung des Lazarus, lesen wir ausdrücklich: „Jesus aber hatte Martha lieb und ihre Schwester Maria." Beide: Martha und Maria, Glaube und Liebe sind ja eins in der Zugehörigkeit zum Herrn; beide hangen an ihm als an ihrem Haupte; beide schauen auf ihn; beide bekennen sich zu ihm. Und das ist es ja, was in den Augen des Herrn entscheidet, daß das Herz für ihn schlägt. Die Außenseite mag dann wohl eine verschiedne sein. Maria beweist ihrem Temperament entsprechend, ihre Anhänglichkeit durch stille, andachtsvolle Versenkung in seine Lebensworte; Martha, auch ihrem Temperament entsprechend, beweist ihre Anhänglichkeit durch opferfreudiges Dienen, womit sie ehren und verherrlichen will. So ist es wohl des Glaubens Art, in der Stille des Herzens, unbeachtet von der Menschen Augen, die Fäden zu knüpfen, die ihn mit dem Heiland verbinden; auf seines Geistes Wink zu achten; auf seines Wortes Stimme zu hören; immer mehr sich einzuleben in seine Gemeinschaft und durch nichts sich irre machen zu lassen in seiner Treue gegen den Herrn, weder durch die Urteile der Menschen, noch durch die Erfahrungen des Lebens, weder durch ein irdisches Gut, noch durch einen irdischen Verlust, weder durch die Mühen und Sorgen, noch durch die Freuden und Lockungen der Erde. „Dennoch bleibe ich stets an dir" — das ist seine Losung; „Eins aber ist not" — das ist sein Leitstern. Und solcher Glaube sollte dem Herrn nicht angenehm sein?

Der Liebe Art aber ist es, sich nach außen hin zu bethätigen. Den sie liebt, den will sie auch ehren. Dem ihr Herz zuschlägt, dem will sie auch ihre Hand weihen. Von dem sie so viel empfangen hat, dem will sie auch gern wieder etwas zum Opfer bringen. Der sie erworben und gewonnen hat von der Welt, für den will sie nun auch werben und wirken in der Welt:

Ich will dich lieben, meine Stärke,
Ich will dich lieben, meine Zier;
Ich will dich lieben mit dem Werke
Und immerwährender Begier;
Ich will dich lieben, schönstes Licht,
Bis mir das Herz im Tode bricht!

Das ist ihre Losung! Und meinst du, solche Liebe sei dem Herrn nicht angenehm?

Aber freilich bei uns darf das eine nicht ohne das andre sein. Zu einem gesunden Christenleben gehören beide zusammen.

Wie Martha und Maria in Einem Hause wohnten und der gemeinsame Mittelpunkt, um den sich ihr Denken und Handeln bewegte, der Heiland war, so muß auch in dem Einen Herzen, in deinem Herzen, das Geschwisterpaar Glaube und Liebe vereinigt sein um den Herrn. Nicht ein Glaube ohne Liebe, aber auch nicht eine Liebe ohne Glauben. Glaube ohne Liebe wäre tot. Er muß von der Liebe sich anspornen lassen, daß „er es

auch angreife," daß er dem Herrn zu Ehren sich bethätige im Hause, im Berufe, in der Welt. Glaube ohne Liebe läuft Gefahr, in Selbstgenügsamkeit oder Hochmut oder in jene falsche Weltentsagung auszuarten, die uns in dem Mönchstum und Einsiedlerleben früherer Zeiten entgegentritt. Freilich der rechte Glaube ist immer, wie Luther sagt, „ein lebendig und geschäftig Ding." Wenn er sich gesättigt hat an dem Wort des Lebens, wenn er seines Heils gewiß geworden ist, dann treibt es ihn ganz von selber, auch thätig zu sein zur Ehre seines Herrn und Heilandes, etwas zu thun für das Reich Gottes. Er kann, was er empfangen hat, nicht in dem engen Raume des Herzens verschließen; es muß heraustreten auch an die Außenseite des Lebens.

Ein solcher Glaube war der der Maria. Das weiß der Herr und darum läßt er sie jetzt ruhig zu seinen Füßen sitzen und giebt ihr das Zeugnis: „Sie hat das gute Teil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden." Wenn die Stunde zum Handeln gekommen ist, dann steht sie schon auf und thut, was ihr gebührt. Dieselbe Maria ist es ja, die jetzt still zu seinen Füßen sitzt und die hernach, kurz vor seinem Tode, diese Füße mit köstlicher Narde salbt und mit dem Haar ihres Hauptes trocknet, um ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen. Dieselbe Maria ist es, die jetzt so abhold allen irdischen Geschäften seiner Himmelsbotschaft lauscht und die hernach, kurz nach seinem Tode, der ersten eine zu seinem Grabe kommt, ihm ein würdiges Begräbnis zu bereiten. Siehe, wie der rechte Glaube nicht ohne thätige Liebe ist. Glaube ohne Liebe wäre kein rechter, wäre ein toter Glaube.

Und umgekehrt: Liebe ohne Glauben würde sterben. Sie würde sich aufreiben und verzehren. Sie muß sich an der zu Jesu Füßen sitzenden Maria ein Beispiel nehmen: sich durch den Glauben immer neue Kraft von oben holen, am Herzen der ewigen Liebe sich immer aufs neue entzünden. Darum ruft der Herr der Martha sanft warnend zu: „Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe, Eins aber ist not!" Diese Worte sind nicht ein harter Tadel, wie manche es deuten. Der Herr weiß ja, wie treu und aufrichtig sie es meint, weiß, daß alle ihre Mühe und Sorge nur ihm, dem teuerwerten Gaste gilt. Auch fehlt es der Marthaliebe nicht an Glauben. Sie ist es ja, die am Grabe des Bruders auch durch Thränen hindurch das Bekenntnis ablegt: „Ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist." Aber doch läuft die Liebe so leicht Gefahr, sich zu zersplittern und mit äußerlichem Werke sich zu begnügen, meinend, daß sie damit schon sich und dem Herrn genug gethan habe. Darum muß es ihr immer wieder gesagt werden: „Eines aber ist not!"

Dies Eine, daß die Seele festgegründet sei im Glauben an ihren Heiland, giebt ihr erst den rechten Halt. Dann vermag sie alles zu thun, was von ihr gefordert wird; dann vermag sie alles zu tragen, was ihr auferlegt wird; dann vermag sie auch am Grabe des Liebsten zu stehen, ohne zu zweifeln und zu verzweifeln. Laßt uns das nie vergessen und versäumen. Durch alle unsre Sorgen und Mühen, Freuden und Leiden, durch unser Leben und Lieben klinge des Seelenfreundes Ruf hindurch: „Eines aber ist not." Dann wird es uns nicht fehlen an dem rechten Glauben, der dem Herrn angenehm ist; dann wird es unserm Glauben nicht fehlen an der rechten Liebe, die seine Ehre sucht. Dann werden Glaube und Liebe ihn preisen, der unser höchstes Gut ist. L-C

Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart

2. In der Schule Luthers

Zinzendorf hat sich frühzeitig zum Kampf gegen die beginnende Aufklärung gerüstet. Von den Antrieben her, die seine Erziehung geleitet hatten, brachte er in seine Studienjahre ein reges Interesse für alle religiösen Fragen und theologischen Streitigkeiten mit. Allein wenn auch nicht der Verkehr, so waren doch die Hörsäle der Theologen in Wittenberg dem jungen Grafen, der sich auf ein Staatsamt vorbereiten sollte, durch ein Verbot

seiner Verwandten verschlossen. Er sah sich also für seine theologische Bildung auf eigne Studien, ohne die unmittelbare Anleitung akademischer Lehrer, angewiesen. Je mehr er nun im persönlichen Verkehr mit den Häuptern der gegnerischen Theologenschulen von Halle und Wittenberg, der Pietisten und der Orthodoxen, einzusehen meinte, daß ebenso innerhalb wie außerhalb der Mauern Ilions gesündigt werde, um so anziehender mußte ihm auf den ersten Anblick eine Erscheinung wie diejenige der englischen Deisten vorkommen. Sie versprachen eine Universalreligion, so die Erkenntnis über die andern besäße. Wir sahen schon, wie ihm in diesem Zusammenhange die Frage nach dem Wesen der Religion in ihrer Bedeutung aufgegangen ist. Aber die Frage ist doch noch nicht die Antwort. Nun giebt freilich Zinzendorf über die Herkunft seiner theologischen Erkenntnisse immer nur möglichst ungenügenden Aufschluß. Allein es ist unzweifelhaft, daß er seit der Zeit seines Uebergangs vom Pädagogium in Halle auf die Universität Wittenberg sich anhaltend mit den Schriften Luthers beschäftigt hat. Er hat auch dem Reformator immer eine dankbare Anerkennung bewiesen und, was mehr sagen will, er zeigt eine Kenntnis von Luthers Schriften, in der ihn in der That vielleicht keiner seiner Zeitgenossen übertroffen haben wird. Nur leider mit dieser Kenntnis hält das Verständnis nicht gleichen Schritt; oder vielmehr es beschränkt sich auf die für seine Zeit in der That bewundernswerte Einsicht in eine zusammenhängende Reihe von theoretischen Erkenntnissen Luthers, während der Graf an der praktischen Neuordnung der christlichen Lebensführung durch den Reformator vorübergeht, als wäre sie für ihn nicht vorhanden. Aus diesem doppelseitigen Verhältnis zur Reformation ergiebt sich eine peinliche Zweideutigkeit in der Stellung Zinzendorfs, die auch die Freude über seine wertvollsten Erkenntnisse mindert. Er steht in seiner persönlichen Frömmigkeit durchaus auf dem Boden katholischen, genauer mönchischen Christentums und erkennt gleichzeitig Folgerungen an, die Luther von entgegengesetzten Grundlagen aus, zum Teil nur andeutungsweise, gezogen hat. Daraus wird es verständlich, daß Zinzendorfs „Theologie" bis vor wenig Jahren etwas ganz Unbekanntes war. Denn eben weil seine praktische Wirksamkeit in keinem genauen Zusammenhange mit seiner religiösen Denkarbeit stand, verlor sie sich als etwas Nebensächliches unter der breiten Masse dessen, was Zeitgenossen und Nachkommen nicht mit Unrecht als eigentliches Ziel und Erfolg seines Lebens erscheinen mußte.

Verständlich wird aber diese Seite seiner Wirksamkeit nur, wenn man drei Momente gleichmäßig beachtet. Einmal bringt ihn seine Aufklärung in schroffen Widerspruch gegen alle überlieferte Schultheologie. Gleichzeitig aber macht seine persönliche Frömmigkeit es ihm unmöglich, unbesehen auf die von der Aufklärung gewiesenen Wege einzugehen. Endlich aber bietet sich dem theologischen Autodidakten Luther recht eigentlich als ein Retter in der Not an. In dieser Form eigentlicher und vollkommener Abhängigkeit muß hier Zinzendorfs Verhältnis zu Luther aufgefaßt werden. Denn es wird sich zeigen: sobald er auf dem Grunde seiner eignen und zugleich eigenartigen Frömmigkeit theologische Erkenntnisse anbaut, gerät er fast durchgängig auf Wege, die fern abliegen von denen des Reformators.

Folgen wir ihm zunächst da, wo wir ihm freudig zustimmen können, dankbar denen, die uns den unerwarteten Einblick in diese Anschauungen des Grafen vermittelt haben.

Die religiöse Frage, hörten wir schon, soll die Frage der Glückseligkeit sein. Da, wo Zinzendorf diese Ueberzeugung erstmals näher begründet (im „Sokrates"), thut er es in offenbarer Anlehnung an Luthers Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen." Er findet, daß es zur Glückseligkeit gehöre, daß man zu gleicher Zeit dienen und herrschen könne, ein herrschender Diener und ein dienender Herr sei. Denn nur herrschen zu können, ist unangenehm; nur dienen zu können, ist hart. Bei dem Unbestande aber aller sinnlichen Güter und ebenso aller menschlichen Verhältnisse von Freundschaft und Liebe sieht sich der Mensch in seinem Verlangen nach einem festen und unbeweglichen Grunde auf das Uebersinnliche, auf ein oberes Wesen hingewiesen, das ebenso seine Freiheit verbürgt, wie es seine Dienstbarkeit in Anspruch nimmt. Die Frage also nach dem Sein und Wesen

Gottes hängt aufs engste mit der andern nach dem Wohl oder Glück des Menschen zusammen.

Aber Seligkeit, wie immer sie sei, wird nicht im Verstand oder der Vernunft aufgefaßt, sondern im Gemüte, in der Empfindung, im Herzen erlebt. Gerade darauf beruht die innere Gewißheit der religiösen Ueberzeugung. Denn:

Die begriffene Meinung ändert sich mit dem Alter, der Auferziehung und andern Umständen; empfundene Meinungen aber sind diesen Veränderungen nicht so sehr unterworfen, sie befestigen sich wohl eher. Die Empfindung einer Sache kann von keinem Vernunftschluß über den Haufen geworfen werden. . . .

Der Glaube bricht durch Stahl und Stein
Und kann die Allmacht fassen,
Er wirket alles und allein,
Wenn wir ihn wirken lassen.
Wenn einer nichts als glauben kann,
So kann er alles machen:
Der Erde Dinge sieht er an
Als ganz geringe Sachen.

Die religiöse Gewißheit, die ihren Sitz im Gemüt hat, unterscheidet sich damit aufs bestimmteste von allem andern Wissen und Erkennen. Denn:

Es muß immer etwas Treue, etwas Wagnis dabei sein, daß es geglaubt heiße. Sonst mögen sies wissen, und glauben doch ebenso wenig wie zuvor.

Von dieser Natur des Glaubens empfängt man freilich aus der orthodoxen Schultheologie keinen Eindruck. Sie fängt vielmehr ihr Geschäft von hinten an. Man will die Sachen erst systematisch erkennen und eine vollkommene Wissenschaft davon erlangen und sich erst danach ums daran Glauben bemühen. Man müht sich mit vorausgehenden Argumenten und Beweisen ab, während der Glaube auf Lust und Liebe zur Sache beruht. Die Ordnung müßte aber nach dem Vorbilde der Apostel die umgekehrte sein: „Wir haben erstlich geglaubt, zweitens erkannt.“

Damit ist jedoch keineswegs bloß gemeint, daß innerhalb des christlichen Lebens Glauben und Wissen nur in dieser Aufeinanderfolge auftreten dürfen. Vielmehr innerhalb der christlichen Wissenschaft selbst bildet der Glaube den einzigen sichern und allein möglichen Ausgangspunkt. Denn allerdings bis zur essentia, dem Dasein Gottes mag die Vernunft mit ihrem Erkennen es vielleicht bringen. Aber damit ist dem religiösen Menschen nicht gedient. Wie er vielmehr selbst seine religiöse Seligkeit im Gemüt haben und erleben will, so kann ihm auch allein eine Kenntnis des animus divinus, der Gesinnung Gottes genügen. Eine solche Kenntnis aber kann nur aus Offenbarung stammen. Gott muß sich sehen und hören lassen. Der Glaube hat an der Offenbarung seine unentbehrliche Grundlage. Diese selbst aber, indem sie sich an das Gemüt wendet, kann nicht in der Mitteilung von irgend welchem Wissen bestehen, sondern in einem solchen Hervortreten Gottes, daß er dem Menschen „angenehm“ wird, also in einer Kundgebung Gottes zur Seligkeit des Gläubigen. Diese Offenbarung besitzt das Christentum in der Person Jesu Christi. Diese Person also, als der ursprüngliche Gegenstand christlichen Glaubens, muß den Ausgangspunkt aller Theologie bilden.

Anders verfährt die Orthodoxie. Sie hat die Zweige zur Wurzel gemacht und den Baum der Erkenntnis umgekehrt. Das ist für Zinzendorf völlig deutlich,

— wenn man nur irgend ein theologisches Handbuch, einen Katechismum, ein Glaubensbekenntnis sieht. Da fängt sichs gemeiniglich an von Gottes Wesen, Offenbarung und Eigenschaften; da setzt es erstlich metaphysische Grillen von so und so viel Zeilen, wer der liebe Gott ist? was er für ein Wesen und Geist ist? Und nachdem man vom lieben Gott auf die Menschen und auf die Engel gekommen, so kommt man dann endlich wieder auf den Heiland.

Diese Theologie hat der Teufel erfunden. Der denkt: Ich will die Leute fein neben den Heiland herumführen, ich will ihnen ein Gaukelspiel von einem Vater vormachen, damit soll sie der Heiland nicht kriegen. Wenn sie nur dem vorbeikommen, so mögen sie hernach noch so räsonnabel, so Platonisch, so Pythagoreisch oder gar Sokratisch von dem obersten Wesen denken, so rein und subtil, daß sich alle Metaphysici darüber wundern müssen — das ist dem Teufel ganz recht, das ist ihm planmäßig, dahin will ers haben.

Dieser Fehler hat sich schon in alten Zeiten eingeschlichen:

Der Kaiser Julianus hatte einen sehr heftigen Streit mit den Christianern. Er sagte: Ihr habt eine eigne Religion; ihr nennt sie eine Glaubenssache, eine thörichte Predigt. Warum schickt ihr denn eure

Kinder in die philosophischen Schulen? Wozu stellt ihr euch auf die Katheder und lehrt die Philosophie? Ihr verderbt die Philosophie und bringt euer Lebtage kein rechtes, wahres Religionswerk für die Christen daraus. Laßt ihr die Philosophie an ihrem Ort und lehrt eure Kinder an euern gekreuzigten Jesum von Nazareth glauben, an euern galiläischen Zimmermann. Was geht euch das ens entium (das Urwesen) an? Was geht euch die Metaphysik an? Ihr habt ja einen physikalischen Gott, das ewige Gut ist euer Bruder. Er ist ein Kindlein worden klein, der alle Ding erhält allein.

Es ist nur eine folgerechte Entwicklung, wenn auf eine solche Verschiebung von Glauben und Wissen, von geoffenbarter und vernünftiger Gotteserkenntnis die Allerweltsreligion des Deismus folgt. Man hat erst der natürlichen Religion den Vortritt vor der christlichen Offenbarung eingeräumt. Was Wunder, wenn sich jene nun allein breit macht und diese vollends als überflüssig abschüttelt? Dem gegenüber wird eine entscheidende Umkehr in der christlichen Theologie unabweisbare Notwendigkeit.

Es gilt, die Historie wieder herzustellen, daß ein Heiland in der Welt gewesen ist, die Historie sage ich, ist festzusetzen und darüber zu halten. . . . Die historische Wahrheit ist heiliglich zu konserviren. . . . Der historische Glaube ist ex professo und cum emphasi zu erhalten.

Wenn mit dieser Betonung der Geschichte, d. i. der Offenbarung in ihr, Ernst gemacht werden soll, so müssen von der Anschauung Christi alle vorausgehenden metaphysischen Hintergedanken ferngehalten werden:

Denn die Ordnung, dabei andre Leute anfangen, macht ihnen die wesentliche Gottheit zu einem Gespenst und die Menschheit in Christus wieder zu mystisch. Daß man die Metaphysik eher traktirt als die Theologie, eher abstrahirt als applizirt, hat einen unglückseligen Einfluß in der Lehre vom Heiland. Wenn man sich Jesum als den Christ und den Christ als Jesum vorstellen soll, so ist das arme Gemüt eines solchen Christianers fast in allen Schulen so ruinirt worden, daß es ihm schwer wird, beides zu kombiniren. Denn ist der Heiland Gottes Sohn, so ist ihm gleich angst und bange, wie mans herausbringt, daß der Heiland auch Mensch gewesen.

Es gilt wirklich den in der Geschichte wirksamen Menschen Jesus frei und klar ins Auge zu fassen.

Der Heiland ist in allen Sachen zu konsideriren als ein bloßer Mensch, und aller Trost ist uns aus seiner Menschheit zu nehmen. Er hat gedacht wie ein andrer Mensch, er hat gehandelt, er hat gelitten, er hat gefühlt wie ein andrer Mensch, es ist kein Gaukelspiel gewesen, es ist keine verlarvte Gottheit gewesen, die nur den Menschen ein glaucoma, ein Schattenbild, vorgemacht, sondern er ist ein wahrer Mensch gewesen. . . . Sein ordinärer Gang hat darauf gezielt, ein ganzer, treuer exemplarischer, seliger Mensch zu sein in allen Stücken. . . . . Sein Glaube hat ihn erhalten, nicht seine Heiligkeit, nicht seine Göttlichkeit, nicht einiger Vorzug, den er vor uns hatte, nicht eine angeborne Unsündlichkeit und Unsterblichkeit, sondern sein treues Herz. . . . Wenn man nun sagt, ja, er ist aber Gott gewesen, das hat ihm durchgeholfen, so sprech ich: Es ist nicht wahr! Er hat nicht als Gott überwunden, sondern als Mensch, mit den Kräften, damit wir überwinden. Ihm hat sein Vater beigestanden, er steht uns bei. Er hat nicht eine Kraft mehr gehabt, als er uns giebt; außer, daß wir untreue Leute sind, er aber eine treue Seele war.

Und Zinzendorf ist gesonnen, diese Anschauung des menschlichen Heilands auch über Kreuz und Grab hinaus festzuhalten:

Wir sollen das Gedächtnis von seiner Menschlichkeit nie verlieren, dabei sich unsre Gedanken nicht wieder in meteora (ins Uebersinnliche) verwandeln oder in die alte Art zu spiritualisiren hineinkommen, wozu der vorschnelle Verstand sonst nur gar zu geneigt wäre. Denn es ist eine wesentliche Wahrheit, daß der Heiland noch jetzt ein Mensch ist, menschlich handelt. Was kommt denn für eine große Seligkeit dabei heraus, wenn man sich den Heiland als einen abgeschiedenen Bruder vorstellt, der gestorben, aber auch auferstanden ist, als einen Henoch, Moses, Elias? Es kommt heraus eine sehr deutliche und simple Applikation der Stellen: Wie er ist, so sind auch wir in dieser Welt: Ich bin nicht mehr in der Welt, sie aber sind in der Welt; wie du mich gesandt hast, so sende ich sie in die Welt.

Mit dieser Betonung der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu darf die ebenso geschichtliche Würdigung der heiligen Schrift zusammengestellt werden. Zum Entsetzen der rechtgläubigen Theologen seiner Zeit hat sich Zinzendorf die keckſten Aussprüche über biblische Bücher erlaubt. Er ist aber damit nur auf den Wegen weiter gewandelt, die Luther deutlich vorgezeichnet hatte. Der Graf spricht von einem „miserablen Hirten-, Fischer- und Visitator- (d. i. Zöllner-) Stilus,“ den er in der Bibel findet, „oder, welches noch unangenehmer für die Ohren ist, eine klassikalische Düsterheit und Schulterminologie der alten Rabbinen“. Paulus ist ihm von der Philosophie hergekommen. Er hat in seinen Briefen allerhand Demonstrationen eingemengt, die nicht

durchaus hingehörten. Zinzendorf erlaubt sich auch, den Apostel gelegentlich daran zu erinnern, daß er einmal (1. Kor. 7, 10. 12. 40) so aufrichtig gewesen sei, offen zu sagen, daß er seine Privatmeinung ausspreche. Dasselbe werde wohl auch bei einigen andern Stellen Paulinischer Briefe gelten (z. B. 1. Kor. 15, 24). Denn überhaupt kann Zinzendorf in des Heilands Reden und Anstalten nicht alles finden, was nach seiner Zeit und auch schon zur Zeit der Apostel daraus gemacht worden ist. Er wünscht daher ein systema biblicum — wir würden sagen eine Neutestamentliche Einleitung und Theologie —, in dem nicht Johannes und Paulus und Jakobus durch einander geworfen würden, „sondern eine Wahrheit, die dreißig Jahre nach der andern offenbart worden, auch dreißig Jahre später rangirt würde." Vor allem aber, er verlangt, wiederum in genauester Uebereinstimmung mit Luther, daß alle Schriftwahrheit an ihrer nähern oder fernern Beziehung auf die Erkenntnis Christi gemessen werde. Denn darauf kommt es an, daß die Schrift „eine feste Regel darbietet, welche davor bewahrt, daß sich nicht eine fremde Gestalt, eine gewisse verdächtige Geistlichkeit in das entretien unsrer Seele mit Christus melire." Der unvergängliche Wert der Schrift liegt also gerade darin, daß sie eine sichere Urkunde von dem geschichtlichen Leben Jesu darbietet. Denn freilich, wenn man sie einander gegenüberstellen wollte, Christus und die Schrift, so ist „der Sprecher über das Wort." Christus selbst ist das lebendige Evangelium. Dieses ist in der Predigt der Apostel enthalten. Aber es zu finden, dazu giebt es nur ein Mittel: „Wir müssen studiren, so gut wir können; wir müssen aus dem, das von ihm geschrieben steht, so viel zusammensetzen, bis wir ihn ganz haben."

Kehren wir zur Person Christi selbst zurück. Zinzendorf will ihn in seiner vollen, wirklichen Menschheit erfassen, als die geschichtliche Erscheinung, von der uns die Evangelien berichten. Unter diesem leitenden Gesichtspunkte ruht Zinzendorfs Betrachtung nicht eigentlich auf dem scheinbar Außerordentlichen im Leben Jesu. Wunder „haben doch keinen so direkten Effekt auf unser Herz." Und seine wunderbare Geburt stellt ihn nicht höher als den ersten Menschen, der Luk. 3, 38 auch Gottes Sohn heißt. Wenn Zinzendorf bei den Kindheitsgeschichten verweilt, so hebt er, gerade wie Luther,*) mit Vorliebe die geringen dürftigen Umstände hervor. Die arme Kreatur, die elende Magd, das arme, verachtete Weib setzen ihn da in Erstaunen. Die Gewißheit der Gottheit dieses Menschen findet er auf anderm Wege. Dieser ist ihm durch das gewiesen, was wir von ihm über den Unterschied von religiösem und „vernünftigem" Erkennen bereits gehört haben. Sein Glaube sucht Seligkeit im Gemüt. Da also, wo dieses von der Wirksamkeit Christi zu unserm Heil ergriffen wird, da wird dieser Mensch in seiner Vollendung als die vollkommene Offenbarung, als der „Amtsgott" sichtbar werden. Zinzendorf hat sich freilich zuweilen Ausdrücke erlaubt, die ihn als Vertreter einer heute weit verbreiteten, Luther völlig fremden Lehrweise erscheinen lassen, als habe der ewige Gottessohn bei der Menschwerdung sich seiner Gottheit entäußert (Kenotiker). Aber seine offenbare Absicht bewegt sich in entgegengesetzter Richtung.

Weil er das Lamm ist [also in seinem Opfertode], so ist er der Herr über Lebendige und Tote. . . . Der Beweis, daß er Gott über alles ist, hochgelobet in Ewigkeit, liegt darin, daß er die ewige Kluft zwischen Gott und dem Fleisch zusammengebrochen. . . . Gott seis gedankt, daß wir das ens entium, das Wesen aller Wesen, die Ursache aller Dinge gefunden. Wir haben gefunden, worüber sich die Philosophi und die besten Leute müde studirt und tot gedacht haben. Bisher haben wir ihn aus der Schöpfung unsichtbar kennen lernen, nun lernen wir ihn auch sichtbar kennen an seinen Wunden. . . . Wir wissens nun schon besser, wo wir seine Herrlichkeit der Gnade und Wahrheit in lauter, froher Klarheit suchen sollen, nämlich in seiner Wundenschöne. Am Kreuz war Jesus vollendet, von der Stunde an ist er die Ursache unsrer Seligkeit.

In dem menschlichen Leben dieser Persönlichkeit also erfährt Zinzendorf jene Macht, die als das Uebersinnliche, als jenes obere Wesen ihn zu herrschender Dienstbarkeit oder dienender Herrschaft bringt. Und gerade, wo es in seinem Leben recht

*) Vgl. z. B. eine Predigt in der Kirchenpostille über Luk. 2, 1—14, mitgeteilt auch bei Rade, Doktor M. L.'s Leben u. s. w. 2, S. 290 ff.

menschlich hergeht — „Jesu Wunden sind ja der klare Beweis, daß unser Lamm ein Mensch gewesen ist" —, da erscheint er in seiner vollendeten Größe, befreiend, erlösend, beseligend. In dieser Macht, die das Gemüt unmittelbar berührt, ist Gott selbst gegenwärtig. Denn „Schaffen ist Gottes Werk. Neuschaffen ist keines andern denn Gottes Werk. Das ist das größte Meisterstück seiner Allmachtshand." Hier treten nicht Argumente und Beweise für die Gottheit Jesu Christi ein. Hier feiert der Glaube in seiner königlichen Selbständigkeit das Recht der eignen Entscheidung. Und muß es nicht so sein? Muß nicht die Offenbarung, da wo sie wirklich ist, daß man „auf sie trifft", „ein Fels sein, der keine Wälle und Befestigungen braucht, er darf nur in seiner natürlichen Macht stehen bleiben?" Das heißt in der That im Glauben, d. h. in der lebendigen, beseligenden Ergriffenheit des Gemüts, die Worte zur Wahrheit machen: „Wer mich siehet, der siehet den Vater; niemand kommt zum Vater denn durch mich."

An dieser Entscheidung sind jedenfalls Zinzendorfs persönliche Frömmigkeit und das Studium Luthers*) gleichmäßig beteiligt. Er hat von früh auf einen eigentümlichen Umgang oder Verkehr mit dem Heiland gepflogen, angeleitet durch seine Tante Henriette von Gersdorf und seinen Hofmeister Edeling. Indem sich nun in der rückschauenden Erinnerung späterer Jahre diese frühe Christusliebe mit seiner reifern theologischen Erkenntnis verband, erscheint dem Grafen naturgemäß der Fortschritt als ein durchaus einheitlicher und selbständiger. Allein es wird kein Vorwurf sein, wenn man diese völlige Geradlinigkeit der Entwicklung in Zweifel zieht.**) Dinge, von denen wir in späterm Zusammenhange zu berichten haben werden, bleiben unverständlich, wenn man nicht Luthers Einfluß hier ausdrücklich in Ansatz bringt. Genug, wann und wie immer, Zinzendorf ist zu der religiösen Gewißheit gelangt, daß „der Sohn Gottes mein Herr sei." Daraus folgert er:

Wenns möglich wäre, daß ein andrer als er Gott sein oder werden könnte, so wollte ich lieber mit dem Heiland verdammt sein, als selig mit einem andern Gott. . . .

Ich faßte — schreibt er 1750 — den firmen Entschluß, daß ich entweder ein Atheist sein oder an Jesum glauben mußte, daß ich den Gott, der sich mir außer Jesu Christo offenbart und nicht durch ihn, entweder für eine Chimäre oder für den leidigen Teufel halten müsse. Dabei ich bleib, wag Gut und Leib. Mein Thema ist: Ohne Christo, ohne Gott in der Welt!

Das ist in der That nach einer Richtung hin Zinzendorfs Thema geblieben. Eine seiner frühesten Schriften führt das Motto: „Gottes unzugänglichs Licht wohnt in Christi Angesicht." Und in einer Dichtung des Jahres 1725 „Allgegenwart" ringt sich der Zweifler zu dem Bekenntnis durch:

Wieso, du unverständigs Kind!
Willst du mich aus der Tiefe holen?
Wo meinest du, daß man mich findt?
Suchst du mich bei den Himmelspolen? . . .
Ihr Menschen, kommt herbei und seht
Die zugedeckten Abgrundsschlünde,
Die eingehüllte Majestät
In Jesu, dem geringen Kinde.
O Ewigkeit, du schönes Licht,
Du Glanz des Königs aller Ehren,
O Liebe, die den Himmel bricht,
In meiner Hütte einzukehren!

Diese bei uns einkehrende, Mensch unter Menschen wandelnde Liebe zu spüren, das also heißt die Gottheit Christi bekennen.

*) Z. führt häufig dahin zielende Aussprüche Luthers an. Z. B. aus der Erklärung des Galaterbriefs: „Wenn du von der Seligkeit reden und handeln willst, so laß alle Spekulationen über die Majestät, alle Gedanken an die Werke, alle Ueberlieferungen der Philosophie und Gesetzeslehre, lauf hin zur Krippe und zum Schoß der Mutter, sieh dort jenes Kind, das Söhnlein der Jungfrau, wie es geboren wird, an der Brust liegt, wie er heranwächst, mit den Menschen verkehrt, wie er lehrt, stirbt, aufersteht, aufgenommen wird in alle Himmel, Macht hat über alles. Da wirst du alle Schrecken bannen, alle Irrtümer wenden, wie die Wolken vor der Sonne sich zerstreuen." Und wieder: „Du betest ebenso leicht den Teufel an, wenn du einen andern Gott haben mußt als Jesum."

**) Vgl. Hermann Plitt, Zinzendorfs Theologie (1869) 1, S. 64: „Es liegt hier und anderwärts nahe, zu vermuten, daß der Gedankenfortschritt in jener Entwicklungsepoche bei ihm jedenfalls kein so einheitlicher und zusammenhängender gewesen ist, wie es sich ihm später wohl darstellt."

Allerdings wir entsinnen uns, daß das Bekenntnis zur Versöhnung durch Christus nicht die ursprüngliche Grundlage von Zinzendorfs Christusliebe ist. Insofern trägt diese Anschauung von seiner Gottheit zunächst doch eine etwas blassere Färbung als bei Luther, dem die „Ehre“ (gloria) Christi, das ist doch im höchsten Sinne die Anerkennung seiner Gottheit, und das dankbare Vertrauen auf seine Wohlthaten und Verheißungen immer aufs unmittelbarste mit einander verknüpft sind. Aber wenn wir durch diese Erinnerung uns auf mögliche Abwege vorbereiten lassen, so werden wir doch in dem vorliegenden Zusammenhang weder die geschlossene Einheitlichkeit noch die glaubensvolle Kühnheit seiner Gedanken verkennen. Auch die „Christliche Welt“, sonst gern schweigsam, wo die rabies theologorum laut wird, hat doch einzelne Töne aus den Verdammungsurteilen über die Theologie Albrecht Ritschls festhalten müssen. Fragt man, was doch des vielgehaßten, aber auch vielgeliebten Mannes ärgste Verschuldung war, so findet man zu nicht geringem Erstaunen, daß es nichts andres war, als dies, daß er, allerdings nicht in Form eines zersplitterten Mosaiks, sondern in Gestalt eines streng in sich abgerundeten, alles Fremdartige ausscheidenden, organischen Gebildes, als Ergebnis einer selten einheitlichen, zielbewußten Berufsthätigkeit die fast totgeschwiegenen Gedanken Luthers und Zinzendorfs erneuert hat. Daran mag man ebenso das zähe Leben eingewurzelter Vorurteile wie die Kühnheit bemessen, mit der der Graf diese Anschauungen inmitten eines „rechtgläubigen“ Theologengeschlechts vertrat.

Denn er hat auch die Folgerungen nicht verschwiegen, die sich aus den vorgetragenen Grundsätzen ergaben. Der Glaube findet die Gottheit Christi, indem er seine beseligende Wirksamkeit erfährt. Zinzendorf nennt das die Amtsgottheit Christi. Denn eben sein Amt ist es, jene Wirksamkeit zu üben. Daneben freilich leugnet er nicht, daß Christus auch „Gott von Art“ sei, d. h. die zweite Person in der Dreieinigkeit. Aber diese ist für ihn kein Gegenstand des Nachdenkens. Denn auch wenn er von ihr wüßte, würde das für seine Seligkeit nichts austragen. Diese, im Gemüt erfahren, auf die Gesinnung Gottes begründet, kann durch ein über die offenbare Wirksamkeit Jesu hinausgehendes Erkennen nicht die mindeste Steigerung erfahren. Denn die Liebe, auf die allein es ankommt, ist im Erdenleben des Herrn nicht etwa geringer, als sie in einer angenommenen vorzeitlichen Ewigkeit hätte gewesen sein können, sondern umgekehrt, sie hat ja gerade erst hier, am Kreuz, den Gipfel ihrer Vollendung erreicht. Man würde also Unvollkommenes für Vollkommenes eintauschen, wenn man Christi Gottheit dort statt hier aufsuchen wollte.

Sobald ich ein Buch sehe, das von der Gottheit Jesu Christi und von dem Zusammenhange seiner menschlichen und göttlichen Natur philosophisch handelt, so seufze ich und denke, da prostituirt sich wieder einmal jemand. . . . Denn es ist absurd, über Sachen zu reden und zu denken, die man nicht erreichen kann, und Ursachen ausfinden zu wollen von Dingen, deren Proprietät man nicht weiß. Das giebt eher eine Art von Astrologen als von Theologen. . . . Eine solche Theologie betreibt die Geschäfte der Philosophie und verdirbt damit ihre eignen Aufgaben.

Dies Urteil erstreckt sich natürlich weiter über die ganze Lehre von der Dreieinigkeit. Zinzendorf weiß, daß die Reformatoren, indem sie eine solche in das Augsburgische Bekenntnis aufgenommen haben, sich haben „legitimiren wollen beim Kaiser und dem ganzen Reich, daß sie von der Lehre der heiligen Dreieinigkeit nichts andres halten, als was in den ökumenischen Symbolen enthalten ist.“ Trotzdem hält er an ihr fest, weil er sie für biblisch begründet hält.

Aber es ist uns von der Trinität nichts gelehrt worden, vom Vater und vom heiligen Geiste wissen wir weiter nichts, als was uns zu gute kommt. . . . Nur die Offenbarung nach außen interessirt die Gläubigen. . . . Obs in den Untiefen so ist, damit laß ich mich nicht ein, sondern wenn wir davon sprechen, so reden wir oeconomice. . . . Ich pflege die Offenbarung der drei Personen ökonomisch zu nennen, nicht daß wir dadurch in den Zusammenverhalt des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, wie er in der Gottheit ist, hineinsehen, sondern daß wir unsre Augen auf das richten, was sie uns sind, da der Vater unser wahrer Vater, der heilige Geist unser wahrer Pfleger und Mutter, der Heiland als Sohn im Hause, als Erbe über alles unser wahrer Bräutigam ist.

So sucht Zinzendorf auch hier überall das rein-religiöse Erkennen, dem es überall auf die Seligkeit der am eignen Gemüt erfahrenen Wirksamkeit Gottes ankommt, von allem kühlverständigen Wissen fernzuhalten. Die Theologie hat nicht dem religiös-gleichgiltigen Erkennen der Welt zu dienen. Sie steht im Dienste der Gemeinde, die an der Offenbarung die Voraussetzung, in der Seligkeit das Ziel ihres Daseins hat. Indem man diesen Zusammenhang verkannte, „ist die theologische Konfusion daraus geworden, die am Tage ist.“ Zinzendorf hat es nun freilich nicht vermocht, diese Konfusion zwischen Wissen und Glauben endgiltig oder auch nur für sich selbst vollständig aufzuheben. Es wird aber kein Vorwurf für ihn sein, wenn wir feststellen, daß er in seinen Bemühungen um eine Ausgleichung der neugewonnenen Erkenntnisse mit alten Ueberlieferungen es nie zu abschließender Klarheit gebracht hat. Es war dennoch Großes und soll ihm unvergessen bleiben, daß er eine Fülle von Gedanken Luthers nachzudenken vermochte und auszusprechen wagte. Aber diese Gedanken sind so gut wie verschollen. Wer weiß oder glaubt es heute, daß Zinzendorf die Grundlinien einer Theologie vorgezeichnet hat, gegen die sich in unsern Tagen die fast allgemeine Anklage auf Unglauben oder auf Verflachung des Christentums erhebt? Wie ist das möglich gewesen? Die Erklärung werden wir finden, wenn wir den Grafen nun auf ganz andern Lebenswegen zu fast entgegengesetzten Zielen hin begleiten. S E

Die Simultankirchen im Großherzogtum Hessen

An Simultanverhältnisse erinnert mich jeder Besuch der Hauptkirche meiner Provinz, der St. Petrikirche in Bautzen. Im sechzehnten Jahrhundert erlangte die lutherisch gewordene Stadt und die evangelische Gemeinde mühsam Schritt für Schritt Boden in dem Schiff genannter Kirche, während der Chor römisch-katholisch blieb. Es wurden zwischen dem Domkapitel, dem die Kirche gehörte, und dem Stadtrate vier Verträge abgeschlossen: 1543, 1556, 1583 und 1599; die Protestanten erlangten 1582 die Kanzel, 1584 die Orgel, 1596 den Altar, 1599 den beweglichen Taufstisch, da der feste Taufstein, am 8. September 1597 eingeweiht, am 10. November bereits der Gemeinde verboten worden war. In der Revolutionszeit wurde der Chor (27.28. August 1619) den Katholiken entrissen und, da nur ein einziger katholischer Bürger in Bautzen vorhanden war, am 18. Mai 1620 der Stadt feierlich zum evangelischen Gottesdienste übergeben. So hielt man am 14. Juni 1620 die erste lutherische Kommunion am Hochaltar, aber da in der Schlacht am weißen Berge (8. November 1620) der protestantische König von Böhmen unterlag, auch am 31. Oktober 1622 die letzte lutherische Trauung, und noch am selbigen Tage wurde der Chor dem Domkapitel zurückgestellt, und zwar auf Befehl des katholischen Kaisers Ferdinand wie des lutherischen Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, seines Verbündeten. Das Simultaneum, den Evangelischen gar lästig und doch auch eine Wohlthat, hatte seitdem wieder über elf Jahre bestanden: da löste es Gott der Herr selbst durch den schrecklichen Brand vom 2. Mai 1634, der die ganze Stadt und auch die Simultankirche einäscherte. Merkwürdigerweise ketteten sich beim Neubau wieder beide Gemeinden für alle Zeiten an einander; es war dies wohl eine zu weit getriebene Zähigkeit im Festhalten am Bestehenden. Wohl baute die Stadt den evangelischen Teil auf ihre Kosten neu auf; aber das Domkapitel trat erst am 12. Juni 1850 sein Recht darauf für ewige Zeiten ab, während es bis dahin ihn sogar zu Prozessionen und einmaligem Gottesdienst im Jahre benutzt hatte. Schon am Tage vor der Kirchweihe, am 1. Dezember 1640, bedang sich das Domstift aus, daß die ungünstigen Kirchenzeiten der Evangelischen, früh bis $^1/_2$9 Uhr und mittags von 12 bis 2 Uhr, auch ferner bleiben sollten. Und so begann der Hauptgottesdienst der Evangelischen bis 1804 um 6 Uhr; der spätere Beginn um 7 oder $^1/_2$8 Uhr seit dieser Zeit wurde nur durch größere Abkürzung möglich, da erst 1850 die Ausdehnung bis 9 Uhr genehmigt wurde. Erst der im Jahre 1888 in Angriff genommene Bau einer zweiten Kirche dürfte eine gewisse Abhilfe bringen. Es ist ein sehr gutes Zeugnis für die Stadt Bautzen, daß trotz allen diesen ungünstigen Verhältnissen der kirchliche Sinn ein guter ist; aber ohne solche Uebelstände würde er sich weit besser bethätigen können.

Hier ist das Simultaneum anfänglich ein Zugeständnis der herrschenden katholischen Kirche an die obwohl zahlreichere, ursprünglich doch nur geduldete evangelische Kirche gewesen; ein hohes eisernes Gitter trennt beide Anteile, deren gleichzeitige Benutzung beide Konfessionen stören würde.

Ein ganz andres Simultaneum ist das, welches wir im Großherzogtum Hessen in siebenunddreißig Kirchen antreffen. Aufschluß giebt uns darüber in ausführlichster Weise eine treffliche Schrift: Die Simultankirchen im Großherzogtum Hessen, ihre Geschichte und ihre Rechtsverhältnisse, dargestellt von D. Karl Köhler, Oberkonsistorialrat und Superintendent (Darmstadt, Johs. Waitz, 1889; V und 226 S.; 5 Mk.). Zuerst werden wir auf Grund sorgfältigen Quellenstudiums und eines Aktenmaterials, wie es dem Verfasser in seiner amtlichen Stellung als geistlichem Oberhirten der Provinz Rheinhessen — auf welche neunundzwanzig dieser Simultankirchen kommen; acht liegen in der Provinz Starkenburg — wie als Mitglied des Oberkonsistoriums zugänglicher als andern war, in drei historischen Abschnitten über „die geschichtlichen Entstehungsverhältnisse im allgemeinen,“ „die Spezialgeschichte“ und den „gegenwärtigen Stand“ belehrt, woran sich ein vierter kirchenrechtlicher prinzipieller Abschnitt über „die rechtliche Lage“ schließt. Ein beigegebenes sehr sorgfältiges und zuverlässiges Ortsverzeichnis — allerdings nur der hessischen Orte — erleichtert den Gebrauch des Buches.

Im ersten Abschnitte stellt der Verfasser fest, daß der Westfälische Friede das Simultaneum ausschließt, wie es denn auf dessen Grund mehrfach abgestellt worden ist. Dagegen wurde am Rheine, in der Rheinpfalz und den angrenzenden Gebieten das Simultaneum mit allen Mitteln der List und Gewalt durch Ludwig XIV. eingeführt, der die berüchtigten „Reunionskammern“ und den dritten Raubkrieg (Orleansschen Krieg) oder die Pfalzverwüstung 1688 benutzte, um die katholische Kirche dort möglichst auszubreiten. So wurde für die „reunirten“ Gebiete am 21. Dezember 1684 ein allgemeines Simultaneum vorgeschrieben. Als am 19. Oktober 1697 der Friede zu Ryswyk unterschrieben werden sollte, der die von Frankreich weggenommenen Gebiete ihren frühern Besitzern zurückgab und alles auf den politischen und kirchlichen Stand vor dem Kriege, also nach dem Westfälischen Frieden, zurückführte, brachten die französischen Gesandten die Forderung einer Klausel vor des Inhalts: „so jedoch, daß die römisch-katholische Religion in dem Stande, in dem sie gegenwärtig ist, verbleibt (religione tamen romano-catholica in statu quo nunc est remanente.)“ Sie setzten durch ihre Drohung, den Krieg zu erneuern, die Einschiebung dieser berüchtigten „Ryswykschen Klausel“ in den Friedensvertrag am 7. Dezember um so eher durch, als die evangelischen Stände bei ihrem Widerstande hiergegen ebenso von den kaiserlichen u. a. katholischen Gesandten, wie selbst von den Gesandten der protestantischen Mächte England, Holland und Schweden im Stiche gelassen wurden. Der Verfasser weist nach, wie nicht bloß der doch von Frankreich so feindselig behandelte katholische Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz die Gewaltthaten der Franzosen gegen seine evangelischen Unterthanen zu Gunsten seiner Kirche benutzt und aufrecht erhalten, sondern auch Kaiser Leopold, ebenso wie genannter Kurfürst von Rom beeinflußt, in dieser Hinsicht mit den Reichsfeinden in geheimem Einverständnisse gestanden hat. Hierzu kam, daß der König nach dem Frieden im Jahre 1699 zu den eigentlich nur gemeinten 29 Orten, in denen er während des Krieges katholische Kirchen erbaut hatte, noch eine Liste von nicht weniger als 1922 Orten durch seinen Gesandten v. Chamoy auf dem Regensburger Reichstage vorlegen ließ, wo angeblich katholischer Gottesdienst sei im Kriege eingeführt worden, und diese Chamoysche Liste wurde, so oberflächlich sie gearbeitet war — sie enthielt zum Teil gar nicht mehr vorhandene Orte, und die vorhandenen gab sie in entstellter und abweichender Gestalt — vielfach Bedrückungen der Evangelischen zu Grunde gelegt. Der Pfälzer Kurfürst erließ am 29. Oktober 1698 das Weinheimer Religionsedikt, das in allen reformirten und lutherischen Kirchen der Orte, wo sich wenn auch nur wenige katholische Einwohner befanden, das Simultaneum einführte, während das gleiche von den Katholiken nach dem Ryswyker Frieden nicht gefordert werden konnte und auch nicht gefordert wurde. Durch den Mitgebrauch hoffte man sogar noch mit der Zeit in den Alleinbesitz der evangelischen Gotteshäuser gelangen zu können. Da bewirkte König Friedrich I. von Preußen im Jahre 1705 durch an seinen Katholiken in Magdeburg, Halberstadt und Minden genommene Repressalien, daß der Kurfürst in der „Düsseldorfer Religionsdeklaration“ vom 21. November 1705 das Simultaneum wieder aufhob, freilich damit zugleich auch eine den Evangelischen sehr nachteilige „Teilung der Kirchen“ anordnete. Aber wiederum zeigte sich ein geheimes Einverständnis zwischen dem neuen Kaiser Karl VI. und Ludwig XIV., als trotz allen Bemühungen der Evangelischen und Versprechungen der Katholischen der Ryswyker Friede mit der berüchtigten Klausel sowohl im Rastatter (6. März 1714) als Badener Frieden (7. September 1714) aufs neue bestätigt wurde. Neue Bedrückungen in der Pfalz bewirkten, daß Kaiser Karl VI. am 14. November 1720 und 17. September 1722 dem nunmehrigen Kurfürsten Karl Philipp alle seit dem Badischen Frieden vorgenommenen Neuerungen verbieten und deren Zurücknahme anordnen mußte. Aber nun gewöhnte man sich katholischerseits daran, statt 1624 1714 als Normaljahr anzusehen, wogegen die Evangelischen vergeblich protestirten. So entwickelten sich Zustände, die verhängnisvoll bis in die Gegenwart hineinreichen.

Ist dieser allgemeine Teil für jeden entschiedenen Protestanten von größtem Interesse, so mag der spezielle Teil trocken und einförmig erscheinen. Und doch hat er nicht bloß für Bewohner der einst von jenen Bedrückungen betroffenen Landesteile oder kirchengeschichtliche Forscher Interesse. Er giebt die genaueste Illustration zu den allgemeinen Angaben des ersten Teiles. Da finden wir die auf Rheinhessen bezüglichen Nummern der Chamoyschen Liste, die Orte, deren damalige evangelische Besitzer es meist ohne Erfolg versuchten, ihre Unterthanen von der Klausel zu befreien. So werden ausführlich die Kämpfe um Harxheim und Hohensülzen geschildert, wie die Lutheraner die mit List und Gewalt eindringenden katholischen Pfarrer, welche sie mit Stöcken schlugen, Hunde titulirten und die lutherischen Altäre zerbrachen, etwa auf eine Leiter gebunden hinwegtrugen, die katholische Herrschaft aber doch das Simultaneum mit Gewalt durchsetzte. Und zwar that dies der Graf von Manderscheid, ohne die Rechte des lutherischen Mitherrn Grafen von Löwenhaupt im geringsten zu beachten. Die Schilderungen Seite 85—94 sind besonders lesenswert. Aus einer vom Oberkirchenrat in Karlsruhe verwahrten Aktenabschrift werden die Folgen der durch Deklaration vom 21. November 1705 angeordneten „kurpfälzischen Kirchenteilung“ für die einzelnen Orte nachgewiesen, namentlich wie vielfach der Chor bisher reformirter Kirchen den Katholiken einzuräumen war. Nach Seite 103 f. wollten sie in Alzey und Oppenheim sich nicht mit den ihnen eingeräumten kleinern Kirchen begnügen, weil diese als Klosterkirchen ihnen ohnehin gehörten, sondern forderten den Chor der Hauptkirche, während das in Trümmern liegende Schiff den Reformirten bleiben sollte. Doch diesmal vergeblich. Im Amte Umstadt konnte Hessen-Darmstadt als Mitherrschaft die Kirchenteilung verhindern außer im Dorfe Groß-Zimmern, wo plötzlich durch einen sorgfältig vorbereiteten Gewaltakt die evangelische Kirche am 3. Februar 1704 von Kurpfalz weggenommen, den Katholiken eingeräumt und einem Kapuziner übergeben wurde. Hierbei rief der Pater Guardian von Dieburg die Arme gegen die Kirche aufsperrend aus: „O du arme Braut, bist du lange in der Finsternis und Irre gangen? Nun erscheint dir wieder ein heller Glanz!“ Trotzdem hielten die Lutheraner, durch die Fenster in die Kirche einsteigend, auch ohne Geistlichen ihren Gottesdienst, ja erlangten durch Hessen-Darmstadt wenigstens das Simultaneum.

Der Friede zu Baden vom 7. September 1714, in den, wie schon erwähnt, die Ryswyksche Klausel listigerweise mit Unrecht eingeschwärzt wurde, gab Anlaß zu neuen Ungerechtigkeiten, bei denen sich ein französischer Offizier v. Kleinholz durch — mehrfach von oben mißbilligten — Uebereifer hervorthat. Meist gingen Kurmainz und Kurpfalz gemeinsam vor. So im Gebiete der lutherischen Wild- und Rheingrafen, zu Wörrstadt

im Jahre 1718. Da finden wir S. 121 ff. die eidliche Vernehmung sämtlicher katholischer Unterthanen in Wörrstadt und den benachbarten Orten Obersaulheim und Eichloch, wo von Kurmainz im März 1718 gewaltsam die Kirchen katholisirt worden waren. Der Hauptmann hatte dabei ausgerufen: Ihr lutherischen Hunde, man sollte euch alle über einen Haufen schießen! Die rheingräfliche Regierung ersah aus dieser Befragung, daß die eingewanderten Katholiken mit der ihnen gewordenen Behandlung und dem in Entfernung von einer Viertelstunde genossenen Gottesdienste ganz zufrieden gewesen seien, selbst nie in Mainz geklagt, auch an den verübten Gewaltthaten keinen Gefallen hätten; auch daß daselbst nie katholischer Gottesdienst gewesen wäre, daher hier die Klauseln der Friedensschlüsse nicht gelten könnten. Trotzdem erschienen noch zweimal kurmainzische Truppen und verfuhren mit gleicher Gewaltthat, bis es mühsam genug endlich den Rheingrafen gelang, durch ein kaiserliches Reskript vom 14. November 1720 ihr Recht zu erlangen. Der katholische Pfarrer mußte das Mandat mit eigner Hand an die Wörrstadter Kirchthür anschlagen. So hatte man sich hier glücklich des aufgedrungenen Simultaneums erwehrt. Aehnlich versuchte man es im Gebiete von Pfalz-Zweibrücken. Der starke Arm des eifrig lutherischen Karl XII. von Schweden, der hier Landesherr war, schützte, wie in Schlesien, so erst recht hier das evangelische Bekenntnis, wie er denn eine Anerkennung der Ryswyker Klausel stets ausdrücklich ablehnte. Aber als ihm nach seinem Tode (30. November/11. Dezember 1718) sein bereits am 8. September 1696 zu Rom übergetretener Vetter Pfalzgraf Gustav Samuel Leopold in Zweibrücken folgte, fiel dieser Schutz weg, und so wurde Badenheim katholisirt, bis das erwähnte Mandat vom 14. November 1720 auch hier Hilfe schaffte. Ebenso geschah dies in Partenheim, wo 1719 der kurmainzische Regierungsrat von Hachenberg, ein Konvertit, durch den die bereits erwähnten Gewaltthaten in Wörrstadt und anderwärts ausgeführt worden waren (Seite 134—138), zu Gunsten von 24 Katholischen 550 Evangelische vergewaltigte, mit einer Axt die Kirchthür einschlug und die katholische Geistlichkeit in Besitz setzte, wiewohl nicht bloß der evangelische Mitbesitzer v. Wallbrunn, sondern auch der katholische v. d. Leyen dagegen protestirte. Derselbe von Hachenberg diente dem konvertirten Pfalzgrafen von Zweibrücken am 25. 26. September 1719, als dieser nach kurpfälzischem Muster in seinem Lande überall das Simultaneum zu Gunsten der Katholiken einführte, also auch in Essenheim, wo es nur drei in gemischter Ehe lebende katholische Männer gab. Auch hier brachte das Mandat vom 14. November 1720 eine gewisse Abhilfe. Allein der Verfasser hat Seite 142—159 noch den Fortgang der Kämpfe zu schildern, die sich unter großer Bitterkeit das ganze vorige Jahrhundert hindurchzogen, aber, wie er in der Vorrede mit Recht sagt, einen „im Verhältnis zu dem Aufwande an Kampfeseifer und Kampfmitteln im Grunde recht bescheidenen Erfolg“ erzielten. Wir unterlassen es, auf die hier berichteten mannigfachen Bedrückungen und Gewaltthaten einzugehen, die zum Teil auf Grund alter Akten ausführlich berichtet werden, bemerken nur, daß es immer mehr aufkam, das Jahr 1714, den Badischen Frieden, mißbräuchlich zum Normaljahre zu machen, sowie daß auch auf dem rechten Rheinufer, zum Teil in friedlicher Weise, das Simultaneum eingeführt oder wenigstens angestrebt wurde.

Von Seite 160—169 wird dann im dritten Abschnitte „der gegenwärtige Stand“ nach amtlichen Quellen, bezüglich der Eigentumsrechte nach den grundbücherlichen Einträgen dargestellt: nach Zurückweisung und Aufhebung vieler Simultanverhältnisse sind es, wie erwähnt, noch 37 Kirchen, die hier in Betracht kommen. Ueberall — außer in Planig, wo bis 1878 der bekannte streitbare Pfarrer Ritter, der Herausgeber des Gustav-Adolf-Kalenders (vergl. Jahrgang 1888, S. 16), im Amte war — sind die Evangelischen in der Mehrzahl; in elf Kirchen findet nur dann und wann — von zweimal jährlich bis aller vierzehn Tage — katholischer Gottesdienst statt. Die Gottesdienstzeit ist sehr verschieden verteilt.

Im vierten Abschnitte: „Die rechtliche Lage“ werden zunächst die gesetzlichen Bestimmungen Preußens und andrer Länder angeführt. Interessant ist hier der Nachweis, daß nach römischen Grundsätzen ein Simultaneum, ein gemeinsamer Gebrauch einer Kirche mit Ketzern ganz unstatthaft ist. Die Darstellung des Mainzer Domkapitulars Hirschel, wonach alle diese Simultaneen friedlich und vertragsmäßig aus der auch bei der Reformation festgehaltenen Hoffnung einer Wiedervereinigung hervorgegangen seien, wird als unhistorisch widerlegt, namentlich für die hessischen Gebietsteile. Hier beruhen sie lediglich auf zu Gunsten der katholischen Kirche, noch dazu von den Feinden des Vaterlandes, vorgenommenen Gewaltakten, die sie, trotz ihren Prinzipien, bestens acceptirt hat, während sie diese Grundsätze z. B. bezüglich des ihr angesonnenen Simultaneums mit den Altkatholiken konsequent aufrecht gehalten hat. Würde doch hier und anderwärts ohne solche Gewaltthaten der römische Besitzstand weit geringer sein! Und so ist das Simultaneum in Hessen lediglich als durch langjährigen Besitzstand thatsächlich bis zu einem gewissen Grade berechtigt geworden, nicht als von Haus aus rechtlich begründet zu betrachten. Dennoch ließ ein katholischer Anwalt in einem bezüglichen Rechtsstreite die römische Anschauung durchblicken, daß die römische Kirche die aus der Zeit der ungeteilten Kirche stammenden Gebäude als ihr Eigentum noch immer ansehe und das zunächst anzustrebende Simultaneum nur ein Mittel zum völligen Wiedergewinn derselben sei (S. 202, vergl. S. 146). Der Verfasser weist dagegen überzeugend nach, daß das Simultaneum ein Verhältnis des öffentlichen, nicht des Privatrechts sei, und daher die Gerichte kompetent seien, Streitigkeiten über dasselbe wie über die Art und Weise seiner Ausübung zu entscheiden, z. B. über die Gottesdienstzeiten. Wir werden wieder an unser Bautzen erinnert, wenn wir Seite 215 die treffende Bemerkung lesen:

> Wenn z. B. einer evangelischen Gemeinde als einzig verfügbare Stunden für ihren Gottesdienst die von 8—9 Uhr morgens und von 12—1 Uhr mittags zu Gebote stehen, so mag das vor zweihundert Jahren erträglich gewesen sein, heute, bei veränderten Lebensgewohnheiten, kommt es nahezu einem Verbote des Kirchenbesuchs für die betreffenden Leute gleich.

Und doch finden wir diese Zeiten in elf rechtlich und ursprünglich evangelischen Kirchen unsern Glaubensgenossen vorgeschrieben! Der Verfasser schließt mit dem Nachweise, daß diese Kompetenz in Rheinpreußen, Bayern und den Reichslanden, wo solche Verhältnisse zum öftern vorkommen, den Verwaltungsbehörden zusteht, die aus Rücksichten des öffentlichen Wohles einfach Anordnungen treffen, während in Hessen langwierige Prozesse notwendig wurden, und wünscht, daß ähnliche Bestimmungen über die Ausübung der Simultanrechte, gemeinsame Kirchengemeinde-Vertretungen, namentlich aber Vorschriften über die so erstrebenswerte Auflösung der Simultanverhältnisse auch in Hessen getroffen werden möchten.

Wir scheiden von dem Buche mit herzlichem Danke gegen den Verfasser, der ein interessantes Kapitel rheinländischer Kirchengeschichte uns fesselnd vorgetragen hat. S

Ein neuer Bundesgenosse Pobedonostzeffs in England

Seit mehreren Jahren bemüht sich D. Charles H. H. Wright, Geistlicher zu Dublin und Ehrensekretär des irischen Zweiges der Evangelischen Allianz, in höchst anerkennenswerter Weise, das Interesse seiner Landsleute für die verfolgten Lutheraner in den baltischen Provinzen wach zu erhalten und immer aufs neue zu wirksamem Beistande der Verfolgten zu ermuntern. Das scheint indessen nicht allgemein zu gefallen, wenigstens beschuldigt D. Wright viele seiner Landsleute der Teilnahmlosigkeit und Unthätigkeit. Selbst das Komitee des englischen Zweiges der Evangelischen Allianz ist nach seiner Meinung in den letzten Jahren nicht rührig genug gewesen, den baltischen Lutheranern beizuspringen, während Deutschland und die Schweiz auf den internationalen Zusammenkünften viel mehr Interesse bewiesen hätten. In der That, das Interesse für die Verfolgten ist erlahmt, nachdem alle Schritte der Evangelischen Allianz, die sie neuerdings gethan hat, wie es scheint, fruchtlos geblieben sind und die Russifizirung der Ostseeprovinzen in beschleunigtem Tempo eingetreten ist.

Wahrlich, D. Wright hat recht, wenn er auffordert, nicht müde zu werden und einen rettungslos verlornen Posten evangelischen Kirchenlebens nicht ohne fortgesetzten Protest preiszugeben. Vielleicht hätten seine Landsleute Ursache, ihm dafür dankbarer zu sein, als sich in der litterarischen Fehde, die nun ausgebrochen ist, erweist. Abgesehen von dem offiziellen Organ des englischen Allianzzweiges, dem Evangelical Christendom, das ihn sehr kühl abfertigt, hat nun auch die englische Hochkirche durch den Mund des Diakons von Canterbury, Athelstan Riley, ihre Stimme gegen D. Wright erhoben. Der Artikel, der in Nr. 2308 des Guardian erschien, ist ohne Zweifel inspirirt vom Erzbischof selbst, in dessen Auftrage Riley lange bei den Nestorianern als Missionar gewirkt hat und unter dessen Augen er schreibt. Es dürfte nicht vorschnell sein, in dem Rileyschen Artikel einen hochoffiziösen Ausspruch aus dem Herzen der englischen Hochkirche zu erblicken.

Der Inhalt ist in hohem Grade auffällig und bezeichnend und muß in England wie im Auslande gerechtes Aufsehen erregen.

Ohne Zweifel nimmt Riley Partei für Pobedonostzeff gegen die Lutheraner, nicht bloß aus politischen Opportunitätsgründen, die ihre Rechtfertigung in dem Uniformitätsprinzip des russischen Staates und seiner Kirche hätten, sondern in Uebereinstimmung mit Pobedonostzeffs Aeußerungen über Religionsfreiheit und mit seinen Verdächtigungen der baltisch-lutherischen Loyalität.

Was denkt sich das Volk — so fragt er — bei der Phrase von Religionsfreiheit? Nichts andres als das Recht des Menschen, böse gegen Gott zu handeln und Gottes Kirche, Gottes Sakramente, ja den Herrn selbst, der uns erkauft hat, zu verleugnen.

Ihm sind Lutheraner in Rußland nichts andres als eine Sekte, ein aufrührerischer Haufe, der die Staatsreligion verachtet und beunruhigt, Leute, die kein Herz für ihr Vaterland haben und die „ihre religiösen Ketzereien mit politischen Nebenabsichten vermischen." Die Herde Christi ist ihm allein die Staatskirche und jede Abweichung von der staatskirchlichen Lehre eine verdammliche Häresie. Mit Recht ziehe die russische Kirche einen festen Damm gegen diese Volksverführung, denn „Toleranz solcher Häresie sei Toleranz des Bösen," und jede Abweichung von der anerkannten religiösen Wahrheit sei auch Abweichung von der christlichen Moral. Die Rechtgläubigen Rußlands erkännten in der klaren und unwandelbaren Sprache ihrer Bekenntnisse, Konzile und Heiligen die Stimme ihres göttlichen Gründers, des Wortes Gottes und der wesentlichen Wahrheit.

Das ist deutlich geredet.

Und nun wollen die lutherischen Störenfriede in den baltischen Provinzen noch klagen, wenn man sie zur Staatskirche zurückzuführen sich bemüht? Wollen klagen über den Mangel an Toleranz? Können sie nicht im stillen ihres Glaubens leben, ja mit einigen Einschränkungen sogar öffentlich? Ist das nicht Toleranz genug?

Wahrlich, Pobedonostzeff ist durch Riley noch übertroffen, denn kein Fanatiker der Religionsverfolgung kann klarer die Ausrottung evangelischen Kirchenwesens im Gebiet der orthodoxen Kirche billigen.

Und was für eine Folgerung darf man daraus für die Gesinnung der Hochkirche ziehen, die solche Artikel hervorbringt und duldet? Sind die Ritualisten wirklich geneigt, diese Grundsätze zu bekennen, so sind sie auch gewillt, sie im eignen Lande auszuführen, wenn sie die Macht dazu hätten. In der That, D. Wright hat alle Ursache, für die Verfolgten in Rußland tapfer einzutreten, wenn in seinem Vaterlande solche Bundesgenossen Pobedonostzeffs laut werden. Und das englische Komitee der Evangelischen Allianz darf nicht müde werden, die Fahne der Toleranz hoch und noch höher zu halten, darf nicht erlahmen in der Verteidigung der Schwerbedrängten, wenn gerade in England ein so unglaublicher Angriff auf Toleranz und unschuldig Verfolgte verübt werden darf.

Hat das internationale Komitee der Allianz durch seine Deputation und seine Proteste vor der ganzen Welt Zeugnis für die baltischen Lutheraner abgelegt, so ist es jetzt an England, die Aeußerungen Rileys aufs bestimmteste zu bekämpfen.

Wie wir zuverlässig hören, wird die Evangelische Allianz ihre nächste Weltversammlung im April 1891 zu Florenz halten und dann, wie wir hoffen, ihre Stimme noch einmal erheben, um vor dem Gewissen Europas und der Welt die Verfolgung der baltischen Lutheraner in das rechte Licht zu setzen. B-B

Neues aus Uganda und Kamerun

Ein altes Sorgen- und Schmerzenskind der afrikanischen Mission ist ferner Uganda, das afrikanische Königreich an den Nilquellen, am Ufer des Viktoria-Njanza. Unsre Zeitung hat zum letztenmal 1888, S. 451 ff. auf die Vorgänge in Uganda Rücksicht genommen und S. 407 noch berichtet, daß bei dem Sohne und Nachfolger des, wir dürfen wohl sagen, berühmten Königs Mtesa, Mwanga, die beiden Missionare der Church Missionary Society Gordon und Walker, freundliche Aufnahme gefunden haben; es war dort auch die Hoffnung ausgesprochen worden, daß diese Wendung zum Bessern von längerer Dauer sein werde. Leider hat sich diese Hoffnung durchaus nicht erfüllt. Die Rivalität der vier dort sich gegenüberstehenden Mächte, Heidentum, Islam, römische und evangelische Mission, läßt das unglückliche Land nicht zur Ruhe kommen. Die uns zugänglichen neuesten Nachrichten*) reichen bis zum zweiten September 1889. Schon früher war bekannt geworden, daß Mwangas Freundlichkeit gegen die Christen wie seine Herrschaft von kurzem Bestande war. Im September 1888, nicht ganz vier Jahre nach dem Tode Mtesas, wurde er gestürzt, kam aber mit dem Leben davon und flüchtete über den See an das Südostufer.

Ein andrer Sohn Mtesas, Kiwewa, kam auf den Thron, der den Christen günstig gestimmt war. Aber sein Regiment währte gar nur wenige Wochen oder Monate. Die auf die Christen eifersüchtigen Araber vertrieben zuerst im Oktober 1888 alle Christen, evangelische wie katholische, nach schmählicher Plünderung und Beschimpfung. Die katholischen Missionare mit den Ihrigen gingen nach Kamoga am Südwestufer des Sees, die evangelischen noch etwas weiter südwärts nach Usambiro, wo sie sich mit dem seit Juli 1887 aus Uganda vertriebenen Mackay vereinigten. Bald darauf wurde auch Kiwewa selbst, der sich den Zumutungen der Araber nicht gefügig genug zeigte, vertrieben und auf der Flucht getötet.

Der neue König Kalema (oder Karema), ebenfalls ein Sohn Mtesas, sollte sich, wie es scheint, nicht viel länger als sein ermordeter Bruder der Herrschaft freuen. Durch sein ungerechtes, grausames Regiment entfremdete er sich seine Unterthanen bald gänzlich; viele entflohen und vereinigten sich mit den durch Kiwewa vertriebenen Christen. So sammelte sich allmählich am Süd- und Westufer des Sees eine große Schar von Flüchtlingen, Heiden, evangelische und römische Christen unter einander. Am andern südöstlichen Ufer lebte, wie wir gehört haben, seit seiner Vertreibung der einstige König Mwanga, gewiß längst nur auf eine günstige Gelegenheit wartend, um seinen Thron wieder zu gewinnen. Die Flüchtlingsschar knüpfte Verhandlungen mit Mwanga an; aber noch ehe diese zum Ziel führten, zogen sie schon — die evangelischen Christen unter ihnen gegen den ausdrücklichen Rat der englischen Missionare — gegen Kalema und besiegten ihn zweimal, doch nicht in entscheidender Weise. Kalema, wütend über seine Niederlagen und für seinen Thron fürchtend, ließ nun alle königlichen Prinzen und Prinzessinnen, darunter seine eignen Kinder, lebendig verbrennen, um, wie er meinte, dadurch seinen Thron zu sichern. Als endlich Mwanga sich mit den Flüchtlingen am Westufer vereinigt hatte, kam es zu einer dritten Schlacht gegen Kalema. Diesmal aber blieb dieser Sieger; Mwanga zog sich mit seinen Anhängern, darunter viele Christen, auf die Insel Sesse in der Nordwestecke des Sees zurück, um von dort aus den Krieg gegen Kalema weiterzuführen. Auch schrieb er einen demütigen, flehentlichen Brief an Mackay, dieser möge ihm helfen, er wolle gewiß alles Unrecht, das er einst gegen die Christen begangen, wieder gut machen;

*) Geschrieben Mitte März 1890

zugleich bat er ihn, er möchte Missionare zu ihm auf die Insel schicken, damit diese die bei ihm weilenden Christen geistlich versorgen könnten. Im August 1889 folgten Gordon und Walker dieser Bitte, während ein Eingreifen in die Kriegshändel Mwangas auch diesmal entschieden abgewiesen wurde.

So weit führen uns unsre Berichte.*) Die ganze missionsfreundliche Christenheit harrt mit gespannter Erwartung der weitern Entwicklung dieses blutigen Dramas von Uganda entgegen. Möchte es dem Herrn der Welt gefallen, in dem schwer heimgesuchten Lande bald wieder geordnete Zustände eintreten und die in den tiefgepflügten Boden gelegten Samenkörner bald wachsen und zur fröhlichen Ernte heranreifen zu lassen! —

Neben den Schmerzen und Sorgen nun aber auch eine frohe Botschaft aus Afrika: sie kommt diesmal aus Kamerun, dem jüngsten Arbeitsfelde der Basler Mission, das ja freilich auch schon genug und übergenug bitteres Leid gebracht hat. Während die Arbeit in den Küstenstädten nur sehr langsam und unter großen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten vorwärts geht, haben sich die Thüren im Innern des Landes an manchen Stellen weit aufgethan. Ja Zeugen von rechten Wundern der göttlichen Gnade dürfen die dortigen Missionare jetzt sein, nachdem sie in kurzer Zeit so Vieles und so Schweres zu erdulden gehabt haben.

Fahren wir mit dem Ruderboot von den eigentlichen Kamerunstädten aus zehn bis zwölf Stunden den Abfluß aufwärts — einen nördlichen Nebenfluß des von Nordosten her in das Kamerunmündungsbecken sich ergießenden Wuri —, so kommen wir zu der Stadt Mangamba. Hier hat sich ganz ohne Zuthun der Missionare um einen christlich erweckten Häuptling Koto eine kleine Schar von „Männern Gottes," wie die Eingeborenen selbst die angehenden Christen nennen, gesammelt; und als nun im Mai 1889 auf dringendes Bitten dieser Leute zwei Missionare in Mangamba einzogen, fanden sie zu ihrem freudigen Erstaunen, daß auch schon in weitem Umkreis um Mangamba her die frohe Botschaft da und dort ein Herz angefaßt hatte. In einer benachbarten Stadt hatten sich einige Jünglinge im Alter von 18 bis 25 Jahren als „Anhänger der Gottessache zusammengethan, sich von den Heiden abgesondert, die heidnischen Gebräuche nicht mehr mitgemacht, als Abzeichen eines besseren Standes bessere Kleider getragen und den Sonntag durch Ruhe und Gottesdienst, zu welchem die Heiden Zutritt hatten, geweiht." Wieder aus einer andern Stadt kamen fünf Jünglinge, die erzählten, sie und zwanzig andre in ihrer Stadt möchten gern glauben, und baten um Unterricht.

Ist es nicht herrlich, schließt Missionar Autenrieth seinen Bericht,**) ist es nicht herrlich, in einem solchen Lande zu arbeiten? Sollte man da nicht froher Hoffnung sein? Ich weiß wohl, alle diese Suchenden sind noch lange keine Christen, aber ein Anfang zu etwas Weiterem ist doch da, und darüber freue ich mich einstweilen von Herzen.

Wir bitten unsre Leser, auch dieser schweren, aber hoffnungsvollen Mission in Kamerun freundlich gebend und fürbittend zu gedenken; ihre Unterstützung hat der Verein für evangelische Mission in Kamerun sich zur Aufgabe gemacht.***) F-E

---

*) Das Reutersche Büreau meldet aus Sansibar vom 15. Februar: „Nachrichten vom Viktoria-Njanza-See bestätigen, daß der König Mwanga mit Hilfe der Europäer den Thron von Uganda nach heißem Kampfe mit dem König Karema und dessen arabischen Bundesgenossen, welche fast gänzlich aufgerieben wurden, wieder erlangte. Das Reich Uganda befindet sich jetzt in Gewalt Mwangas und der Europäer." Ein in der „Kölner Volkszeitung" veröffentlichter Privatbrief aus Missionskreisen, vom vierten März aus Sansibar datirt, enthält als Bestätigung für die Richtigkeit dieser Meldung eine ziemlich ausführliche Schilderung von den letzten entscheidenden Kämpfen, die am vierten und fünften Oktober stattfanden und zur Rückkehr Mwangas und der Missionare führten, genau ein Jahr nach deren Vertreibung.

**) Heidenbote 1890, Nr. 2.

***) Dem uns soeben zugegangenen Jahresberichte des Vereins entnehmen wir Folgendes:

„Der leitende Gedanke bei Gründung des Vereins, daß die Mittel für diese neue Mission in deutschem Schutzgebiete in Deutschland aufgebracht werden sollen, ist aber noch weit nicht erreicht. Während die Ausgaben für die Kamerunmission im Jahre 1887: 42 900 Mk., 1888: 54 000 Mk., 1889: 72 000 Mk. betrugen, waren die Gesamteinnahmen zwar in der Zeit der ersten Begeisterung 1887: 56 500 Mk., dagegen 1888: nur 18 700 Mk., 1889: 24 600 Mk. Obgleich die Mission in Kamerun lediglich infolge der deutschen Schutzherrschaft und auf allseitigen Wunsch aus Deutschland von der Basler Missionsgesellschaft übernommen worden war, betrugen die Beiträge hierfür aus Deutschland ohne Württemberg doch nur im Jahre 1887: 30 400 Mk., 1888: 6500 Mk., 1889: 7300 Mk. Diese ungenügende Unterstützung ist um so bedauerlicher, als die Basler Missionsgesellschaft in den letzten Jahren auch für ihre andern großen Aufgaben in Indien, China und auf der westafrikanischen Goldküste die nötigen Mittel nicht voll erhalten hat. Der Bericht spricht daher den berechtigten Wunsch aus, es möchten auch die andern deutschen Länder, namentlich die schon bisher mit der Basler Missionsgesellschaft verbundenen, die Kamerunmission thatkräftiger fördern und ferner möchten auch diejenigen Kreise, welchen das deutsche Kolonialwesen vom nationalen Gesichtspunkt aus angelegen ist, an der Unterstützung der Mission sich mehr beteiligen, da thatsächlich das Evangelium die beste, ja die einzig sichere Grundlage auch für die sittliche und wirtschaftliche Hebung unzivilisirter Völker bildet. Die Aufbringung der Mittel für die Kamerunmission betrachtet der Verein als eine Ehrenpflicht des evangelischen Deutschlands. Rechner des Vereins ist nunmehr Herr Finanzrat a. D. Klaiber in Stuttgart, Olgastraße 69 C., welcher neben den andern Vertretern des Vereins Beitrittserklärungen und Beiträge für den Verein entgegennimmt." Beiträge vermittelt selbstverständlich gern die Redaktion d. Bl. D H

Schwester Dora

Ein englisches Diakonissenleben

2

Wir lernen Dorothea Patterson kennen als vorjüngstes von zwölf Kindern eines englischen Geistlichen, Rektors eines kleinen Dorfes, im Norden von Yorkshire gelegen, der öden, aber viel besungenen Heide und Marschgegend Englands. Das Kind, geboren 1832, war viel kränklich, aber immer heiteren und gleichmäßigen Temperaments; ja „zeitweise schien sie wie besessen von einem Geist des Uebermuts und der Ausgelassenheit." Obwohl zu zart für regelmäßigen Unterricht, „lernte sie wie von selbst, und gewann Erfahrung und Urteil aus dem täglichen Leben."

Als heranwachsendes Mädchen zeigt sie keine besondere Teilnahme für Kranke; doch beschäftigte sich die ganze Familie viel mit den Armen und Leidenden der Gemeinde. Die Kinder gaben oft ihr Mittagessen fort und begnügten sich mit Käse und Brot; sie frischten ihre Kleider auf, statt sich neue anzuschaffen, und verwandten das so ersparte Geld für Notleidende. Nicht, daß dies notwendig gewesen wäre, denn die Eltern waren wohlhabend und ihr Haus gastfrei. Aber ohne kleine Opfer ihrerseits machte ihnen das Weggeben keine Freude. Ebenso bereitwillig opferten sie aber auch ihre Zeit und teilten an Wissen und Einsicht mit, was sie vermochten. So war Dorothea das Leben und Sorgen für andre von früh an gleichsam zur Natur geworden und erschien später als etwas durchaus Organisches, als wohlthuender Ausfluß von Neigung und Gewohnheit. Dorothea machte sich besonders verdient um das Einstudiren des Kirchenchors. Sie selbst hatte eine schöne, volle Stimme, wie denn der ganze dortige Menschenschlag sich durch musikalische Begabung auszeichnet. Als ihre Gesundheit erstarkte, erlangte sie eine Meisterschaft in körperlichen Uebungen und Spielen, namentlich wurde sie eine kühne, leidenschaftliche Reiterin, die selbst bei den jährlich dort stattfindenden großen Fuchs- und Treibjagden nicht fehlte. Wie wußte sie später die Jungen unter ihren Kranken durch die lebhaften Schilderungen dieser Erlebnisse zu zerstreuen und zu begeistern!

Mit zwanzig Jahren war sie zu wunderbar anziehender Schönheit erblüht. Ihre regelmäßigen, edeln Züge waren belebt von den schnell wechselnden Regungen ihres Innern; namentlich blitzten ihr der Schalk und die Freude am Komischen, das sie überall zu entdecken wußte, oft aus den Augen. Keinen Moment konnte ihre rastlose Energie müßig bleiben. Ihr älterer Bruder, ein Gelehrter, führte sie in seine wissenschaftlichen Interessen ein; aber daheim schallte ihr Singen durch das Haus, und der Vater nannte sie seinen Sonnenschein. Ihre hervorragendste Eigenschaft war aber schon von früh an ihre Willensstärke, die nichts zu biegen oder zu brechen vermochte. Nicht, daß sie bestrebt gewesen wäre, ihren Willen plötzlich oder heftig durchzusetzen. Sie verstand zu warten, gab aber nie einen einmal gefaßten Entschluß wieder auf.

So stand ihr das Leben offen, und die Ihrigen erwarteten nicht ohne eine gewisse Spannung, was aus dem Mädchen werden würde.

3

In dieser Zeit entzündete sich ihre Phantasie an Miß Nightingales Berichten über die Krankenpflege im Krimkriege, und sie bat ihren Vater, auch hinausziehen zu dürfen. Dies wurde ihr aber rundweg abgeschlagen mit dem Bedeuten, daß sie nichts von Krankenpflege verstehe und im Hause der kränklichen Mutter unentbehrlich sei. Ein Teil ihrer Schwestern war inzwischen verheiratet. Nach dem Tode der Mutter schien ihr dieser Grund nicht mehr stichhaltig, und es verlangte sie ernstlich nach einem Beruf, der all ihre Kräfte in Anspruch nahm. Sie wollte Diakonissin werden. Doch der Vater gab auch jetzt seine Einwilligung nicht.

Ihre innere Rastlosigkeit nahm zu. Sie war hervorgerufen durch den Einfluß, den eine ihr an Verstand und Wissen überlegene Persönlichkeit auf ihr religiöses Denken gewonnen hatte. Zweifel waren in ihrem bisher so zuversichtlichen Glaubensleben erwacht. Nicht in Bezug auf das Wunderbare. Sie war ein Kind der Heide und daher geneigt, überall Wunderbares zu empfinden, und zeitlebens überzeugt, durch Vorahnungen geleitet zu werden. Nein, die Echtheit und die Inspiration der Schrift waren ihr fragwürdig geworden und damit die Möglichkeit ihrer persönlichen Hingabe an den Erlöser, ohne die ihre Seele nicht zu leben vermochte. In strenger Arbeit für andre hoffte sie am ersten das innere Gleichgewicht wieder zu finden. Aber der Vater widerstrebte auch jetzt noch. Da nahm sie weder mit seiner Zustimmung noch ausgesprochenen Mißbilligung die Stellung einer Dorfschullehrerin an.

Dieser Abschnitt ihres Lebens ist unerquicklich. Man erfährt zu wenig über den Charakter des Vaters und die ihn leitenden Gründe, um die Sache beurteilen zu können. Vielleicht waren Vater und Tochter einander zu ähnlich in der Unnachgiebigkeit ihrer einmal gefaßten Entschlüsse. Sie erhielt von ihm nur ihr bisheriges Taschengeld und mußte sich, anders als sie gewohnt war, bei dem schmalen Gehalte sehr einschränken. Wir sehen sie drei Jahre in einem Häuschen allein wohnen, ohne Dienstboten. Tagsüber unterrichtend und sich ganz den Kindern widmend, deren Welt sie verstand, wie niemand so bald sonst. Wie wußte sie Märchen und Geschichten zu erzählen! Und waren die Kinder krank oder ihre Eltern, dann wachte sie nachts bei ihnen und pflegte sie.

Aber nach Verlauf dieser Zeit erkrankte sie selbst schwer und mußte sich in Pflege geben. Sie wählte dazu ein Hospital, das von einer sogenannten weltlichen oder freien Schwesternschaft geleitet wurde, die sich ausschließlich der Krankenpflege widmet und nur einem Geistlichen, sowie der von diesem ernannten Oberin zu gehorchen hat. Im Gegensatze hierzu bestehen in England mannigfache Vereinigungen, die sich neuerdings mehr oder weniger katholisirenden Einrichtungen nähern, z. B. klösterliche Gelübde fordern. Sie giebt jetzt ihre Lehrerinnenstellung auf und beschließt, dieser Schwesternschaft beizutreten, weil sie ihren eigentlichen Beruf unabweislich in der Krankenpflege erkennt. Allen, die ihr näher stehen, scheint sie ungeeignet dafür. Macht sie doch kein Hehl aus ihrer Abneigung gegen ausschließlich weiblichen Umgang, weibliches Begriffsvermögen und weibische Schwächen. Auch fürchtet man das Verkümmern ihrer reichen Geistesgaben auf diesem Boden, dagegen das Emporwachsen einer gewissen Selbstüberhebung. Aber sie bleibt bei ihrem Entschluß und weiß sich auch die Liebe der Schwestern zu gewinnen.

4

Wir sehen sie nun bald in diesem, bald in jenem Hospital, zuerst niedere Arbeit verrichtend, dann auch häufig in schwieriger Privatpflege verwandt. Endlich finden wir sie in Walsall, ihrem dauernden Wirkungskreise. Walsall bei Birmingham ist eine Stadt von damals 35000 Einwohnern und liegt in dem großen Kohlen- und Eisendistrikte, der das „schwarze Land“ genannt wird. Die Bevölkerung besteht zumeist aus Bergleuten und Fabrikarbeitern, einem kräftigen, aber rohen, engherzigen Menschenschlage. Die

Männer vertrinken meist ihren hohen Tagelohn, und die Frauen führen ein elendes Dasein. Doch besitzen sie ihr besonderes Ehrgefühl und lassen niemanden gern in ihre Verhältnisse hineinblicken. Haben sie aber einmal Zutrauen gefaßt und Liebe erfahren, dann ist ihre Dankbarkeit und Ergebenheit unverlierbar gewonnen.

Ein kleines Hospital von vier Betten war eben von der Stadt gegründet, da bei der Eröffnung eines neuen Bergwerks der Unglücksfälle zu viele wurden, um sie in Birmingham behandeln zu lassen. Die Zahl der Betten vermehrte sich bald auf acht und in Jahresfrist auf vierzehn. Schwester Dora arbeitete zunächst in Gemeinschaft mit einer andern Schwester. Das neue Unternehmen hatte anfangs viele Anfeindungen von Seiten der irreligiösen, im Klassenhaß verbitterten Bevölkerung zu erfahren. Doch war Schwester Dora die letzte, die unter thätlichen Angriffen zu leiden hatte, da die Stimmung bald zu Gunsten des Hospitals umschlug.

Eines Abends spät warf ein Junge unter beleidigenden Zurufen mit Steinen nach ihr. Sie vergaß nie ein Gesicht und erkannte ihn wieder in einem Schwerverletzten, der bald danach ins Hospital gebracht wurde. Sie mußte ihm wohl eine ganz besondere Pflege gewidmet haben, denn nach einiger Zeit hörte sie ihn nachts leise weinen. Er rief sie zu sich und bekannte, er sei es gewesen, der damals den Stein nach ihr geworfen. „Das weiß ich längst, mein Junge,“ sagte sie, „ich habe dich gleich wieder erkannt.“ — „Und doch haben Sie mich so gepflegt?“ Er war ganz fassungslos. „Es war seine erste Erfahrung, Böses mit Gutem vergolten zu sehen,“ erzählte sie.

Die Schwesternschaft verwandte Schwester Dora indessen in verschiedenen Stellungen. Nach ihren Wünschen wurde dabei nicht gefragt. Als die städtische Behörde von Walsall um Weihnachten 1865 bat, man möge sie dem Hospital doch ständig lassen, kam die Nachricht, ihr Vater liege im Sterben, und sie verlangte die Erlaubnis der Oberin, zu ihm eilen zu dürfen. Diese wurde ihr rundweg abgeschlagen und sie in den Süden Englands in Privatpflege beordert.

Unbegreiflich bleibt es, daß sie in dieser Kollision der Pflichten nicht ihrem natürlichen Gefühl, sondern den selbsterwählten Herren folgte. Sie erkannte ihren Irrtum erst, als es zu spät war. Der Vater starb, und sie war zu erbittert gegen die Schwesternschaft, um von der nachträglich erteilten Erlaubnis, seinem Begräbnis beizuwohnen, Gebrauch zu machen. Ihr Verhältnis zu den Obern erlitt hierdurch den ersten Riß, der sich von Jahr zu Jahr erweiterte und später mit ihrem völligen Austritt endete. Doch war zu der Zeit ihre Stellung in Walsall schon so befestigt, daß sie selbständige Leiterin des Hospitals blieb.

Geknickt kehrte sie nach Walsall zurück. Sie hat es nie völlig überwunden, daß der Vater unversöhnt mit ihr von hinnen geschieden; noch auf ihrem Sterbebette hat es ihr zu schaffen gemacht.

5

Um so eifriger gab sie sich jetzt ihrer Arbeit hin. Es galt sich selbst zu betäuben. Nach ihrem eignen Ausspruch verstand sie aber wenig oder nichts von der Krankenpflege. Ihr Hauptaugenmerk richtete sie zunächst darauf, eine gute Wundärztin zu werden. Der alte leitende Arzt, der ihren Eifer sah und ihr Talent bald erkannte, ließ ihr einen förmlichen Kursus zu teil werden, theoretisch und praktisch. Sie erwarb sich gründliche anatomische Kenntnisse, wohnte den Obduktionen bei, und bald hatte der Arzt sich an ihr einen so geschickten Heilgehilfen herangezogen, daß er ihr das Zunähen von Wunden, das Einrenken und Schienen bei Gliederbrüchen selbständig überlassen konnte. Ihr Verbinden war später das Entzücken und Erstaunen aller Chirurgen. Anfangs wollte sie zwar verzagen. Der natürliche Ekel und das Grausen, das tiefe Mitleid mit den Kranken schien mächtiger als selbst ihre Ueberwindungskraft. Aber eins kam ihr zu Hilfe: der heiße Wunsch, helfen und die Qual der armen Geschöpfe lindern zu können. Und ihre Liebe schöpfte sie aus einem unversieglichen Born.

Um diese Zeit erhielt sie einen Heiratsantrag und war lange

unschlüssig, wie sie sich entscheiden solle. Doch war ihre Neigung nicht lebhaft genug, um den eben erwählten Beruf daran zu geben. Obwohl sie viel Sinn für häusliches Leben hatte und namentlich der Wunsch nach eignen Kindern lebendig in ihr war, entschied sie sich doch, Diakonissin zu bleiben. Ihren Hauptbeweggrund dafür verriet sie indessen niemandem. Ihr eigentliches Talent war ihr nunmehr zum Bewußtsein gelangt; sie hatte es erprobt, und instinktiv verlangte sie nach dessen Ausübung auf breiter Grundlage.

Eine besondere Gabe intuitiver Menschenkenntnis war ihr eigen. Sie verstand die Menschen, ihre Bedürfnisse, ihre Leidenschaften, ihre Not, ihren Kummer; sie fühlte die Eigentümlichkeit eines jeden heraus, und verstand ihn zu behandeln und durch die Ueberlegenheit ihres Geistes zu leiten und zum Guten hinzulenken. Ihr Wesen war natürlich, offen, beinahe geradezu und herzlich: sie vertiefte sich derart in denjenigen, mit dem sie gerade sprach, daß er das Gefühl bekam, als sei ihr im Augenblick nichts so wichtig als seine Person oder seine Angelegenheit. Von Kind auf mit dem Volke in Berührung, wußte sie, wie es weint und wie es lacht, und die den Yorkshireleuten nachgesagte eigentümliche Schlauheit war ihr ebenfalls eigen. Keine niedere Art der Schlauheit, aber es war doch unmöglich, sie zu täuschen oder ihr etwas vorzumachen. Der Zauber ihrer Persönlichkeit, ihrer Schönheit, ihrer Ursprünglichkeit, ihres Geistes begründete und verstärkte ihren Einfluß. Ihren Glauben hatte sie wiedergefunden in der Nachfolge der dienenden Liebe ihres Heilandes an den Armen und Geringen; damit war ihr der Schwerpunkt ihres Lebens zurückgegeben, und der Wunsch allein erfüllte sie, all ihre Kräfte in seinen Dienst zu stellen und die Kranken, Mühseligen und Beladenen zu ihm zu führen.

Bei der raschen Ausdehnung, die die Stadt nahm, ward ein größeres Hospital notwendig, und Schwester Dora hatte bald achtundzwanzig Betten zu verwalten. Die andre Schwester war zurückgerufen, und unterstützt wurde sie fortan nur von einer alten Dienerin ihres väterlichen Hauses, die sich ihr und ihrem Werke völlig widmete, und von Damen, die hier die Krankenpflege lernten. Aber eigentlich schien Schwester Dora alle Arbeit selbst zu verrichten. Die erste auf und die letzte zu Bett, teilte sie alle Mahlzeiten jedem einzeln aus, schnitt mittags selbst vor und schien überall zugleich zu sein. Durch ihre Umsicht und Gewissenhaftigkeit ermäßigte sie die Kosten eines jeden Bettes jährlich um etwa 550 Mark.

Das Verbinden der Außenkranken nahm manchmal vier Stunden in Anspruch, denn an manchen Nachmittagen gingen über hundert Personen über die Schwelle des kleinen Empfangszimmers, in welchem sie sich mit dem Arzt in die Arbeit teilte. Die Pflege der Frauen, wenn nicht ihre Lieblinge, Kinder, dabei waren und ernstere Fälle ihre Gegenwart benötigten, überließ sie ihren Gehilfinnen. Ihr eigentliches Arbeitsfeld war der Männersaal. Ihren Muskelkräften war es ein Leichtes, die schwersten Männer zu heben; damit erwarb sie sich zunächst ihre Achtung. Dann aber war es vornehmlich ihr unerschöpflicher Humor, der selbst den Leidendsten und Mißmutigsten ein Lächeln zu entlocken wußte und die Genesenden in eine Heiterkeit versetzte, daß viele nie eine glücklichere Zeit erlebt zu haben glaubten als hier.

Sie ließ es sich auch nie verdrießen, wenn ein Ungeduldiger sie zwanzig, dreißig Mal hinter einander rief, um sich die Kissen oder die Decke anders legen zu lassen. Und, nachts, wenn sie von der Krankenglocke über ihrem Bett oftmals hinter einander geweckt wurde, kam sie immer bereitwillig und freundlich herunter. „Der Meister ruft dich,“ pflegte sie sich dann zuzurufen. Sie hatte es sich zur strengsten Pflicht gemacht, nie anders als heiter und freundlich die Krankensäle zu betreten, und alle Verstimmung — an Ursache dazu fehlte es ihr so wenig wie andern Menschen — draußen zu lassen. Für jeden hatte sie ein Scherzwort, einen Spitznamen; dann war sie unerschöpflich im Erzählen von Geschichten; dann stellte sie Fragen, an deren Beantwortung sich die harten Köpfe abmühten. Die Morgen- und Abendandacht hielt sie auf der Treppe, von wo aus sie in allen Räumen gehört werden konnte. Ihre Schriftauslegung war darum so fesselnd und wirksam, weil sie sich ganz in das Leben und die Anschauungen der Leute versenken konnte. Eine Leiche ließ sie nicht länger als unumgänglich nötig in ihrem Bette liegen. Wenn jemand nachts starb, trug sie ihn häufig ganz allein in den Totensaal. Ihre Kräfte schienen unerschöpflich, ihre Gesundheit eisern. Konnte sie doch sieben Nächte hinter einander wachen, ohne sich erschöpft zu fühlen, wenn sie die achte ruhen durfte.

Häufig brachte man ihr durch Brandwunden Verletzte, in deren Behandlung sie sich eine eigene Geschicklichkeit erworben hatte; namentlich verstand sie verbrannte Kinder zunächst wunderbar zu beruhigen. Wer den abscheulichen Geruch von Brandwunden kennt, wird ermessen, was es heißt, daß sie wohl verbrannte Kinder mit sich ins Bett nahm und, in jedem Arme eins, die Nachtruhe suchte. Ihre Art, mit kranken Kindern umzugehen und sterbenden die Furcht des Todes zu benehmen, war geradezu einzig. Ebenso ihr Einfluß auf Männer, die sich weigerten, sich einer notwendigen Amputation zu unterziehen. Oft bat sie freilich selbst den Arzt um deren Aufschub und hat durch ihre vorzügliche Behandlung des kranken Gliedes dieses zuweilen zum Erstaunen des Arztes erhalten.

Obwohl sie die oft furchtbaren Eindrücke von Not und Jammer aller Art aufs tiefste mitfühlte, verließ ihr Humor sie nicht. Waren es doch die Feststunden des Tages für die Gehilfinnen, wenn Schwester Dora um sechs Uhr den Thee mit ihnen nahm und in der erheiterndsten Weise des Tages Eindrücke an ihnen vorüber ziehen ließ.

Um diese Zeit brachen die Blattern in der Stadt aus, und Schwester Dora wurde häufig zu Kranken hinaus gerufen. So einmal in der Nacht zu einem sterbenden Manne, den seine Angehörigen aus Furcht vor Ansteckung verlassen hatten. Der Sterbende, ganz mit schwarzen Blattern bedeckt, lag einsam bei einem heruntergebrannten Lichtstümpfchen. Schwester Dora beauftragte eine Nachbarin, ihr Licht zu kaufen; die Frau vertrank aber wahrscheinlich das Geld und kam nicht wieder. Das Licht war im Erlöschen. Plötzlich sagte der Mann: „Schwester, gieb mir einen Kuß.“ Und sie nahm den ganz mit Blattern Bedeckten in die Arme und küßte ihn. Erst als der Tag graute, konnte sie ihn verlassen, da sie vorher nicht wußte, ob er wirklich gestorben war.

Ist eine größere weibliche Heldenthat denkbar, als dies Ueberwinden von Ekel und Furcht, um dem von Todesschauern Gepackten das Gefühl des Verlassenseins zu benehmen?

Man begreift es nach den vielen ähnlichen Zügen, die man erfährt, daß sie dem Volke nach und nach zur Personifikation ihrer Idee des Heilandes wurde. Sagte doch eine arme Frau nach ihrem Tode geradezu: „Schwester Dora war unserm Herrn Jesus so ähnlich, wie es ein Mensch nur sein kann.“

Aber, obwohl der Halt und der Segen Unzähliger, war sie doch innerlich allein. Die Menschen, mit denen sie zu thun hatte, gehörten alle der niedern Volksschicht an und konnten ihre Interessen nicht teilen. Ihre Gehilfinnen wechselten alle paar Monate, die Geistlichen waren überbürdet mit Arbeit; mit den Aerzten, worunter begabte und bedeutende Männer, mußte sie sich hüten, nicht vor den Kranken aus dem zeremoniellen in den freundschaftlichen Ton zu verfallen; und der Vorstand bestand meistens aus Kaufleuten, die keine andern als Handelsinteressen kannten.

C B

Bücher und Schriften.

(Andre Sammlungen antirömischer Schriften) neben der von Professor D. Witte in Schulpforta herausgegebenen offiziellen Folge von Flugschriften des Evangelischen Bundes,*) im gleichen Sinne gehalten, aber oft volkstümlicher in Ton und Sprache sind die Freundschaftlichen Streitschriften aus dem Verlage von D. B. Wiemann in Barmen, die Schriften für das evangelische Volk im Verlage von Hugo Klein in Barmen und die daneben auch friedlichere Tendenzen pflegende Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins, ebenfalls im Kleinschen Verlage. Es ist unserm Blatte unmöglich, diese

*) Besprochen und empfohlen in Nr. 13.

unablässig sich mehrende Menge von Schriftchen im einzelnen zu würdigen: viel Gutes und Notwendiges ist da um wenige Pfennige dem Volke zugänglich gemacht.

Der Wiemannschen Freundschaftlichen Streitschriften haben wir in Nr. 7, Sp. 143 d. v. J. zum letzten Male gedacht. Seitdem erschienen Heft 12—24. 12: Ein römischer Priester und ein evangelischer Christ. Von Tertius Gaudens. 2. Aufl. (15 Pf.) 13: Sündenbekenntnis, nicht Ohrenbeichte. Von Rev. S. Wainwright, Dr. theol. (15 Pf.) 14: Wer ist dein Priester? Eine Frage für unsre Zeit. (20 Pf.) 15: Offner Brief an den Herrn Erzbischof Krementz von Köln von dem Pfarrer Thümmel in Remscheid. 15. Auflage. (20 Pf.) 16: Mission und Sklaverei. Von Robert Herdieckerhoff, Pastor in Oestrich. (30 Pf.) 17: Die Ehre unsrer evangelischen Kirche. Ein Weckruf an das evangelische Preußen und Deutschland von O. Aurbach, Pfarrer in Freienbessingen, Kreis Langensalza. (60 Pf.) 18: Unsre Stellung zum reformirten Bunde. Von Fr. M. A. Hölscher, Pastor zu Schüttorf. (30 Pf.) 19: Offner Brief an Herrn Pfarrer Thümmel in Remscheid. Von Tertius Gaudens. (15 Pf.) 20: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt." Ein offner Brief an Herrn Domkapitular Joh. Röhm in Passau. Von Gustav Kawerau, Dr. und Professor der Theologie in Kiel. (20 Pf.)*) 21: Der Evangelische Bund, ein Weckruf an das evangelische Volk. Vortrag von Stiftsprediger Koall in Dresden. (40 Pf.) 22: Was haben wir von der römischen Kirche zu halten? Von E. Johann to Settel, Pfarrer in Westercappeln. (40 Pf.) 24: Rom und die soziale Frage. Von Lic. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (75 Pf.)**).

Die Schriften für das deutsche Volk kosten das Stück zehn Pfennige. Seit ihrer letzten Erwähnung in diesem Blatt, in Nr. 39, Sp. 774 d. v. J. erschienen: 11: Der Fuldaer Hirtenbrief und die Thatsachen. Von Superintendent Friedrich Meyer. 12: William Wilberforce. Von D. Hermann Krummacher, Konsistorialrat in Stettin. 13: Der Evangelische Bund und die ihm verwandten evangelischen Vereine. Von Oberlehrer Dr. Martens. 14: Die Versammlungen deutscher Katholiken im Lichte ihrer eignen Presse. 15: Ist der Evangelische Bund ein Friedensstörer? Von Hofprediger D. Rogge.

Die ebenfalls für zehn Pfennige zu habenden Heftchen Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins schreiten auch in ihrem zweiten Hundert rüstig fort und sind beim 128. angelangt. Die neuen Titel heißen: 100. Rogge, Kaiser Wilhelm I. und die evangelische Kirche. 101. Repetent Dr. Mosapp, Herzog Christoph von Württemberg. 2. Aufl. 102. Dekan Ledderhose, Jakob Reihing, der bekehrte Jesuit. 103. Pastor Adolf Henschel, Samuel Dombrowski, der unvergessene Prediger der evangelischen Polen. 104. Pfarrer Dr. Hermann Richter, Die Vertreibung der Protestanten von Locarno 1555 und das Wiedererwachen evangelischen Lebens im Kanton Tessin seit 1875. 105. Mosapp, Lutherstätten. 106. Pfarrer Hermann Reeder, Schloß Steinegg. 107. Pastor Franz Blanckmeister, Die Lutherbibel. 108. Professor D. Nippold, Das Tagebuch des Pater van der Heyden. 109. Pfarrer W. Hermann, Französische Religionsbedrückungen in den deutschen Ländern am Rhein. 110. Pastor E. Schuster, Die Gemeinde Pitesti in Rumänien. 111. Pfarrer A. Kotschy, Johann Tobias Kießling, ein Vorläufer des Gustav-Adolf-Vereins. 112. Konsistorialrat Natorp, „Non plus!" (Nicht mehr!) Ein Festbericht über die Aufgaben und Arbeiten des Gustav-Adolf-Vereins. 113. Diakonus Geller, Die Märtyrerkirche Böhmens. 114. Pfarrer Friedrich Braun, Philipp Camerarius. Ein Beitrag zur Geschichte der Inquisition. 115. Stadtvikar Wilhelm Karl, Kaiser Karl V. 116. Lic. Dr. Georg Buchwald, Eine sächsische Pilgerfahrt nach Palästina vor vierhundert Jahren. 117. Pfarrer Trede, War der Apostel Petrus in Rom? 118. Pastor Otto Leisegang, Blaise Pascal, der Vorkämpfer unter den Gegnern des Jesuitenordens. 119. Die Propaganda Roms auf deutscher Erde. Eine Zusammenstellung von Thatsachen zur Mahnung und Warnung für alle Evangelischen. 120. Blanckmeister, Kurfürst Moritz von Sachsen. Ein Lebensbild. 121. Stiftsprediger Hans Jakobi, Für unsre Konfirmanden. Ein Wort vom Gustav-Adolf-Verein. 122. Botschaftsprediger Rönneke, Luigi Desanctis. 123. Pfarrer Julius Schall, Blanche Gamond. Ein Leidensgenosse aus der Zeit der Hugenottenverfolgung. 124. Braun, Aus der Zeit des Interims. 125. Mosapp, Jakob Andreä, ein Glaubenskämpfer und Friedensstifter des Reformationsjahrhunderts. 126. Pfarrer Dr. Julius Kolatschek, Der Einzug des lautern Evangeliums in Bosnien. 127. Pfarrer Karl Trompetter, Die Pfälzer Emigranten am Niederrhein. 128. Mosapp, Karl Gerok in seiner Wirksamkeit für den Gustav-Adolf-Verein. — Unsre Leser können wir nur einladen, diese Schriftchen fleißig unter das Volk und die reifere Jugend zu verschenken. Die Auswahl wird jeder im gegebenen Falle selbst treffen müssen, aber für wie wenig Geld kann man sich ja eine Reihe solcher Hefte, die übrigens meist mit Bildern geschmückt sind, zur Durchsicht kommen lassen! R

*) Diese treffliche Streitschrift besprechen wir eingehender, sobald die angekündigte Antwort Röhms erschienen sein wird.
**) Vergl. die Empfehlung in Nr. 12.

(Vatikanische Wissenschaft) Protestantischen Lesern zur Aufklärung und Belehrung von Dr. Carl Fey. Barmen, Hugo Klein, 1889. Preis 2,40 Mk.

Rom macht bittern Ernst mit dem letzten Paragraphen des Syllabus, in dem Pius IX. jeden verflucht, der dem Papsttum und seiner Kirche zumutet, sich mit dem Fortschritt und der modernen Zivilisation zu vertragen und auszusöhnen. Das weist Fey in überzeugender Weise an der dreibändigen „Allgemeinen Geschichte der Litteratur" des Jesuiten Norrenberg nach. Dieser Norrenberg gehört zu den Klassikern unter den römischen Geschichtsmachern, ein wahres „Prachtexemplar dieser Gattung." Selbst für den Kenner jesuitischer Wahrheitsliebe ist es erstaunlich, mit welcher Souveränität er mit den sonnenklaren Thatsachen der Geschichte umspringt, um papstgläubigen Katholiken und unkundigen Protestanten zu beweisen, wie grundverdorben die Reformation und alles auf ihrem Boden Erwachsene ist und wie alles Heil für die Zivilisation nur von der Rückkehr unter die Autorität des Papstes erwartet werden kann, welche Rückkehr Norrenberg denn auch wiederholt mit prophetischer Zuversicht in Aussicht stellt. Fey hat sich durch seine schneidige, von gründlichem Wissen zeugende Arbeit, die der nahe liegenden Versuchung des „satiram scribere" nur zu ihrem Vorteil dann und wann erlegen ist, ein entschiedenes Verdienst erworben. E

(Funken unter der Asche) Die Vertreibung der Protestanten von Locarno 1555. Nr. 104 der Hefte für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins.

Wohl mancher Leser der „Christlichen Welt" ist schon über oder durch den St. Gotthard hinuntergezogen ins sonnige Tessin mit seinen gewaltigen Wasserfällen und Felsenschluchten, seinen schattigen Kastanien und dunkeln Traubengärten, seinen sagenumwobenen Burgen und dem herrlichen Kleeblatt der norditalienischen Seen. Da berührt es gar wehmütig, wenn in dem vorliegenden Hefte Fr. H. Richter erzählt, wie auch in diesem Paradiese die Reformation, nachdem sie in den Herzen der Bevölkerung kräftige Wurzeln geschlagen hatte, durch die blutigsten Mittel ausgerottet und ihre standhaften Bekenner zur Auswanderung gezwungen wurden. Aber „Funken unter der Asche" glühten weiter, und seit dem Jahre 1875 gewahren wir im Kanton Tessin ein Wiedererwachen evangelischen Lebens. Möge Gott das Werk der Evangelisation in dem schönen Berglande, wo äußerliche Bigotterie und glaubensloser Libertinismus um die Herrschaft ringen, reichlich segnen! E

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

NORDSEEBÄDER WESTERLAND / WENNINGSTEDT auf SYLT.
Sommer- und Rundreise-Fahrkarten von allen grösseren Stationen. Broschüren, Prospekte, Wohnungsnachweis, sowie alles Nähere durch die Seebade-Direktion in Westerland.
Frequenz: 1884: 2900, 1885: 3600, 1886: 4300, 1887: 5400, 1888: 5600, 1889: 7500.

900 Mark

Darlehn auf 5 Jahre gesucht für einen Theologen behufs Fortsetzung seines Studiums gegen Verpfändung einer entsprechenden Lebensversicherung. Zahlung der Zinsen und Prämien garantirt. — Offerten unter F. G. an die Expedition dieses Blattes.

Von allen Seiten warm empfohlen!
† Goldene Ähren. †
Tägliche Andachten aus Gottes Wort. Gesammelt u. nach dem Kirchenjahre geordnet von G. Gericke. Mit Familien-Chronik. Geh. 6 Mk. Eleg. geb. 7,50 Mk. Mit Goldschnitt 8 Mk.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung, oder gegen Einsendung des Betrages portofrei von der Verlagsbuchhandlung Fr. Richter in Leipzig.

Kinderheilstätte in Westerland-Sylt.

Die in unmittelbarer Meeresnähe mit Berücksichtigung aller hygienischen Anforderungen neugebaute Anstalt wird in diesem Jahre am 1. Juli eröffnet. Für eine Kurperiode werden nur 20 Kinder aufgenommen. — Verpflegungsgebühr wöchentlich 20 Mk., alles inbegriffen. Im Monat September auf Antrag halbe Freistellen. Anmeldungen nehmen entgegen: Die leitende Schwester der Kinderheilstätte in Westerland, die Flensburger Diakonissenanstalt und der Vorsitzende der Verwaltung:
Seebade-Direktor Pollacsek in Westerland.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig